Berthold Auerbach's

gesammelte Schriften.

Erste, neu durchgesehene Gesammtausgabe.

Zwanzigster Band.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1858.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

Schrift und Volk.

Grundzüge der volksthümlichen Literatur

angeschlossen an eine

Charakteristik J. P. Hebel's.

(Zuerst erschienen 1846.)

Inhalt.

Die Dichtung für das Volk,

mit besonderer Beziehung auf Hebel.

Ein Kranz auf Hebel's Haupt.

Es war ein schöner, linder Maiabend, es zog mich nach dem frischen, heitern Grün; ich ging in den Schloßgarten zu Karlsruhe. Die Nachtigallen schmetterten mächtig ringsum, die Finken und Amseln schlugen drein und von fernher schickte der Kukuk seinen Ruf. Ja, guck! guck! ruft's, wenn alles Leben neu erwacht. Laß von dem Vogel dich ermahnen, schau um dich, blick' aus den Kämpfen und Nöthen der Zeit auf die sich neu offenbarende Herrlichkeit der Natur!

Ohne daß ich's wollte, stand ich jetzt vor dem Denkmal Hebel's. Ein Kranz auf Hebel's Haupt! Was soll das bedeuten? Ich las die Inschrift auf dem schwarzen Sockel des Denkmals: J. P. Hebel, geboren den 10. Mai 1760.

Treue Freundeshände, vielleicht vor Alter zitternd, haben in stiller Morgenstunde dem geschiedenen heitern Genossen an seinem gestrigen Geburtstage den Kranz auf die Stirn gedrückt. Kein Gesang von Menschenstimmen ertönte zu deinem Lobe. Dort von dem blüthenbedeckten Kastanienbaum, aus Büschen und Hecken jubelten die Vögel so hell, wie in den Tagen, als du im einsamen Wiesenthal barfuß ihnen nachklettertest.

Warum trägst du deinen Kranz so einsam, du Mann des Volkes? Warum schauen uns nicht die tausend Dankesblicke Derer daraus entgegen, die du mit deinen lieblichen Gebilden erquicktest? Finden sie den Weg nicht her in den Schloßgarten, wo man dein goldglänzendes Haupt so verlassen aufgestellt? Sind die Augen der Menschen so gefangen von dem Frühling der Natur oder dem Frühling einer neuen Zeit? Oder liegt in der Erinnerung an dich ein Etwas, das die warme, nachhaltige Theilnahme hindert?

Wie bald sind die Todten vergessen!

Da drin, in jenem Eckhause der Ritterstraße, haben heute die Volksvertreter in großer Mehrheit die Acht und Aberacht über die Censur ausgesprochen.[1] Dem deutschen Volke, das an Biedersinn und Einsicht keinem nachsteht, muß doch endlich der volle freie Gebrauch seiner Geisteskräfte werden. Aufgeschlossen sei der reiche Schacht des Wissens und der Kraft, und alles Volk soll seiner inne werden.

Auch dein harmloser Weg, rheinländischer Hausfreund, wurde unterbrochen, da du an die Schranken der Censur anpralltest, du zogst dich verdrossen zurück. Das ist eine der traurigsten Folgen der geistigen Bevormundung, daß sie auch die harmlosesten Naturen verscheucht oder zu verbitterten umwandelt.

Wenn wir noch heute — unter den Schranken der Gewalt, der überkommenen und der erneuten Knechtschaft und der Ueberfluthung durch die Ausländerei —

[1] S. die Badische Landtagszeitung vom 11. Mai 1844.

den Frohmuth und den unverwüstlichen Kern des Volkes wach zu rufen und zu entfalten trachten, dürfen wir auch der Altvorderen nicht vergessen, die in ihrer Weise, mitten unter Kriegsnoth, wie in den darauf folgenden Zeiten der Schlaffheit und Enttäuschung, in Scherz und Ernst zu dem Volke sich stellten.

Und hier steht Hebel mit oben an.

Wollen wir die Altvorderen für unsere Zeit neu begreifen, müssen wir sie aber auch, um gerecht zu sein, aus ihrer Zeit fassen.

* *
*

Mit diesen Worten habe ich, vor nun mehr als zwei Jahren, den Entwurf zu einer Charakteristik Hebels niedergeschrieben; ich lasse sie stehen, nicht blos weil sie die Atmosphäre bekunden mögen, in welcher der Keim dieser Schrift aufging, sondern auch aus allgemeineren Gründen. In diesem Augenblick erneuen sich die Kämpfe um das gute Recht in jenem Eckhause der Ritterstraße mit gehobener Tapferkeit; der Frühling ist wieder da, so herrlich und schön wie in jenen Tagen; die Censur und alle Schmach und Noth ist auch noch da und immer kläglicher, weil Jahre vergebenen Kampfes dahin. Das ist unsere neuere Geschichte....

Man muß sich bemühen, darüber hinweg in eine bessere Zukunft zu schauen, um nicht in thatenlosen Ingrimm zu versinken.

All unser literarisches Thun erscheint uns so erbärmlich und nichtig, wenn wir den Bann und Druck,

der auf unseren Gesammtzuständen lastet, wenn wir die gewaltige Noth im großen Ganzen in's Auge fassen. Und doch muß Jeder dichten und trachten, von seiner Stelle aus im Kleinen zu wirken und vorzubereiten, was er vermag.

Ich wage hier den Versuch, mich theoretisch über ein Literaturgebiet auszusprechen, in dessen Verwirklichung ich nach Kräften bemüht bin. Ich weiß wohl, welchen Verunglimpfungen ich mich aussetze, bin aber auch der Zuversicht, daß ein ehrlich Wort noch immer einen guten Ort findet.

Die allgemeine Begründung einer Richtung, in der man selber steht, kann leicht als bloße Anwaltschaft für die eigenen Bestrebungen mißdeutet werden. Uebelwollende werden durch eine gegentheilige Versicherung, daß es sich um's Allgemeine handelt, keine andere Ansicht gewinnen; vertrauende Leser werden erkennen, daß man an der abgeschlossenen Bildung einer Zeit oder Person sich am Besten zur Klarheit hindurcharbeitet. Und warum sollte denn zu theoretischer Begründung einer erneuten Richtung ein Solcher unberechtigt sein, der mit in derselben begriffen ist?

Die erneute volksthümliche und volksmäßige Richtung der Literatur wurde auch bereits als vergängliche Tagdienerei bezeichnet. Ich glaube, daß dies auf einem Mißverstand beruht. Das stets fortquillende Leben wird auch immer verwandte Blüthen in der Poesie treiben. Und wäre diese Richtung auch eine vorübergehende — was ich nicht glaube — so könnten doch die Vertreter derselben sie nicht als solche fassen. Kein

Individuum, keine Nation, keine Zeit kann etwas Lebendiges zu Stande bringen, wenn sie ihr gegenwärtiges Streben von vorn herein blos als Stimmung, als relatives Leben betrachtet. Das ist der Wurm, der so viele frische Blüthen tödtet. Mag die fortschreitende Zeit das in Wissenschaft, Kunst und Leben als absolut Betrachtete blos in einer relativen Geltung aufnehmen und einreihen; das Gegenwärtige bedarf der ungetheilten absoluten Hingebung.

Niemand kann über seinen Schatten springen; will er ihn los sein, muß er warten, bis die Sonne über seinem Scheitel steht, den Schatten in sich aufhebt, dann aber auch sich selber zum Untergange neigt.

Dabei sollte es kaum der Erwähnung bedürfen, daß die volksthümliche Literatur nur den ihr gebührenden Raum neben anderen, höhere und allgemeinere Denk- und Lebenskreise in sich schließenden Strebungen einzunehmen hat.

Bei Ausarbeitung vorliegender Schrift erweiterte sich der anfänglich beabsichtigte Beitrag zur Charakteristik Hebel's zu allgemeinen Erörterungen und Bestimmungen. Ich wollte sie nicht zurückhalten, weil sie vielleicht manchem Gleichstrebenden von Nutzen sein und manchen Fernstehenden über eine Richtung der Gegenwart verständigen mögen. Vieles, was hier zur Sprache kommt, mag beim ersten Anschein befremden, aber es giebt keine Frage von Welt und Zeit, die nicht in besonderer Fassung in das Bereich der Volksschrift gehört. Ich habe meine Ansichten offen ausgesprochen, weil ich das Recht und die Pflicht erkenne, auch meine An-

schauung offen darzulegen und meine Stimme abzugeben. Ich verkenne die Lücken- und Mangelhaftigkeit meiner Ansichten nicht. Tritt aber Jeder offen heraus, so werden wir Alle gemeinsam die Wahrheit finden.

An die Betrachtung der zwei Erscheinungsarten ein und desselben Wesens (Dichtung aus dem Volke und für das Volk), wie sie in einer abgeschlossenen geschichtlichen Persönlichkeit heraustraten, ergaben sich allgemeine Gesetze. An einem concreten Leben war hier manches Abstracte leicht anschaulich zu machen. Was bei anderen Gelegenheiten langer Erörterung und Einleitung bedurft hätte, war hier mit wenigen Strichen in's Licht zu stellen.

Wenn ich an einem, in vielem Betracht so vortrefflichen Vorgänger wie Hebel Mängel erkenne, so bin ich weit entfernt, mich mit ähnlichem Streben überheben zu wollen. Die Erkenntniß der Mängel Anderer setzt noch lange nicht den Besitz ihrer Vorzüge voraus, ja, man ist durch Einsicht der Mängel noch nicht einmal sicher, solche zu vermeiden. Wie schwer ist es — in allen Dingen — Erkenntniß und That zu einen.

Von Hebel ausgehend und auf ihn zurückkehrend, stellen sich hier einige Grundzüge der volksthümlichen Literatur heraus, die weder auf ein geschlossenes System, noch auf geschichtliche Vollständigkeit Anspruch machen wollen.

Leipzig, den 30. Mai 1846.

Die Dichtung aus dem Volke,

mit besonderer Beziehung auf Hebel.

schauung offen dargelegt und meine Stimme abzuge-
ben. Ich verkenne die Lücken und Mangelhaftigkeit
meiner Ansichten nicht. Tritt aber Jeder offen heraus,
so werden wir Alle gemeinsam die Wahrheit finden.

An die Betrachtung der zwei Erscheinungsarten ein
und desselben Wesens (Dichtung aus dem Volke und
für das Volk), wie sie in einer abgeschlossenen geschicht-
lichen Persönlichkeit hervortraten, ergaben sich allge-
meine Sätze. An einem concreten Leben war hier
manches Allgemeine leicht anschaulich zu machen. Was
bei [illegible] langer Erörterung und Ein-
[illegible]
[illegible]
[illegible] ver-
[illegible] Vergleichen mit Hebel Mängel erkenne, so
[illegible] und mit ähnlichem Streben über-
heben zu wollen. Die Erkenntniß der Mängel Anderer
setzt noch lange nicht den Besitz ihrer Vorzüge voraus,
ja, man ist durch Einsicht der Mängel noch nicht ein-
mal sicher, solche zu vermeiden. Wie schwer ist es —
in allen Dingen — Erkenntniß und That zu einen.

Von Hebel ausgehend und auf ihn zurückkehrend,
stellen sich hier einige Grundzüge der volksthümlichen
Literatur heraus, die weder auf ein geschlossenes System,
noch auf geschichtliche Vollständigkeit Anspruch machen
wollen.

Leipzig, den 30. Mai 1846.

Der Begriff Volk in seiner Beziehung zur Literatur. — Das Volksthum. — Die Naturdichter.

Wenn wir nach der Seite des Geistes und dessen Erscheinung in der Literatur den Begriff Volk abmarken wollen, so mögen wir darunter diejenige große Zahl der Menschen verstehen, die ihre Lebens- und Weltanschauung vorherrschend aus selbständiger Erfahrung und der unmittelbaren Gegenwart zieht. Einzelne geschichtliche Ueberlieferungen, aus dem Privatleben wie aus öffentlichen Schicksalen, ragen da und dort herein, ordnen sich aber nicht zu einem nothwendigen übersichtlichen Zusammenhang. Die Grundsätze und Ansichten verknüpfen sich nicht zu einem Systeme, mit innerer Folgerichtigkeit und einem obersten Satze, sondern stellen sich als Volksweisheit lose neben einander als Sprüche, die innere Wahrheit aus sich und nicht aus einem Princip erweisend. Die abstracten, allgemeinen Gesetze sind hier nicht maßgebend; wie die aus der Beobachtung entnommenen Wetterregeln sich als traditionelle Sprüche forterben, so auch die Wahrnehmungen über Menschenleben. Vermittlung und Entwicklung durch eine auf innere Beweisführungen gestützte fremde Einsicht und namentlich durch Bücher ist hier wenig ersichtlich.

Dieser Besonderheit des aufnehmenden Geistes ent-

spricht auch andererseits die hervorbringende Kraft desselben. Wie die Weltweisheit sich als Spruch gestaltet, so auch das Gefühl in seiner reinen Subjectivität als Stimmungslied. Die ursprünglichste Poesie als lyrischer Empfindungserguß findet daher im Volksliede den reinsten Ausdruck, zu dem selbst die höchsten Genien aus allem Kunstbewußtsein wieder zurückkehren und ihm neue Nahrung zuführen. Je einfacher und zuversichtlicher in sich Zeiten und Personen waren, um so mehr blühte das Volkslied; es giebt eine momentane Empfindung, keine geschlossene Weltanschauung in allseitiger Breite und Ausführung, und doch, wenn diese Lieder aus verschiedenen Jahrhunderten und Gauen neben einander stehen, sind es die Klänge ein und derselben Seele. Dies ist, was wir hier als das Herz des Volksthums bezeichnen dürfen. Das ureigene Gemüthsleben eines Volkes prägt sich in Spruch und Lied, in Bräuchen und Sitten, sowie in der Sagenbildung aus, die mehr eine Beherrschung und Deutung der Außenwelt anstrebt.

Zu diesen flüchtigen Andeutungen bringt die Gegenwart das neue Moment, daß die heutige Weltbildung eine so unfertige, daß die Pädagogik so viel fremde Elemente hereingetragen, die den rein lyrischen unmittelbaren Erguß verdrängt haben und noch keine allgemeine Bewältigung und Umkehr zur reinen Naivetät zu Stande kommen ließen.

Das Volksthum ist die innerste Lebensbedingung in allen Kreisen eines Nationalkörpers, dennoch aber findet es sich in seiner eigenthümlich besondern Aus-

prägung wesentlich in dem sogenannten gemeinen Mann. In dieser Beziehung läßt sich von einer volksthümlichen Literatur reden, die nicht sowohl ein Gegensatz zur nationalen, als vielmehr ihr ursprünglicher Ausgangspunkt ist.

Alles das, was nun im Volke blos Leben ist, rein im Geiste aufzufassen, es abspiegelnd und frei gestaltend in die Literatur überzutragen, dazu ist erforderlich, daß man äußerlich, oder mindestens zeitweise innerlich aus jenem Leben herausgetreten sei.

„Wer nicht hinauskommt, kommt nicht heim," sagt das Sprüchwort; ich möchte dies auch in geistiger Beziehung geltend machen. Die still in sich ruhende Naivetät hat ihre eigene Welt noch nicht überwunden, sie beherrscht sie nicht; sie steht in sich fest wie ein reines Naturerzeugniß. Erst wenn man sich entäußert, an die Außenwelt hingegeben oder verloren, kehrt man bewußten Geistes, wieder zur eigenen Welt zurück, wie man die Muttersprache eindringlicher versteht und gebraucht, nachdem man fremde Sprache und Ausdrucksweise erforscht hat. — Wer nicht hinauskommt, kommt nicht heim.

Bei aller Schriftfähigkeit wird daher ein Mann, der ganz und unmittelbar im Volke steht, sich selten gedrungen noch geeignet finden, die eigenen Zustände anschaulich zu schildern oder frei zu gestalten. Es ist auch thatsächlich, daß, trotz der allgemeinen Schulbildung, die Interessen und Zustände des Volkslebens fast ausschließlich von sogenannten Höherstehenden, von Gelehrten u. s. w. vertreten und dichterisch dargestellt werden.

Die Hervorbringungen der sogenannten Naturdichter (eine Bezeichnung, die bei der heutigen allgemeinen Schulbildung alles wesentliche Merkmal verloren hat) neigen sich, namentlich in Deutschland, vorherrschend auf andere als ihre unmittelbaren Lebenskreise; sie zeigen uns weit mehr, wie sich die fremde Welt in dem Auge dessen spiegelt, der aus seiner engumgrenzten Lebensstellung heraustritt. Dies wäre, wie in alten Zeiten, ein Gewinn für die volksthümliche Poesie, wenn eine ursprüngliche Empfindung dabei zu Tage gefördert würde; aber meist verlieren sie sich in das Traditionelle, Herkömmliche, was wir von anderer Seite übergenug haben. Die heutigen Naturdichter vertiefen sich minder in ihr eigenes Sein, sondern schweifen gern in ausgetretenen Geleisen in fremdes Leben; darum legen sie auch weit mehr Nachdruck und Bedeutung auf das eroberte Allgemeine, als auf das ursprünglich gegebene Besondere. Die Gelehrsamkeit, die Breite fremder Anschauung imponirt ihnen, sie geben dafür die Ursprünglichkeit ihrer Empfindung und ihres Ausdrucks, und all die großen Vortheile eines scharfkantigen Naturells für den feinen Schliff der conventionellen Bildung hin.

Und doch liegt auch hierin wieder eine Versöhnung und wir mögen darin bereits einen wesentlichen Grundzug im Dichten und Trachten des Volksgeistes erkennen: aus sich heraustretend, drängt er sich fremden Welten zu und strebt sie mit sich zu vereinen. — Im Verlaufe dieser Schrift wird sich dies noch bestimmter ergeben, hier mag es nur auf den wundersamen Zusammenhang des Menschenlebens hinweisen: Jegliches

strebt aus sich und seiner gegebenen Umgrenzung hinaus und versenkt sich in ein anderes; herauf und herab zieht sich ein tiefes Verlangen und macht alles Menschenleben zur Einheit.

Die dichterische und philosophische Ferne. — Der rechte Mittelpunkt.

Alles nach Raum und Zeit Ferngerückte wird von einem Duft überhaucht, der die scharfen Sonderungen bis zu einem gewissen Grade verschmilzt und uns ein Gesammtbild gewinnen läßt. Hat aber euer Fuß jene blauen Höhenzüge in ruhigen Schritten durchwandert, so wird das, was ihr nun mit Einem Blick überschaut, noch viel mehr als blos einen allgemeinen Eindruck erzeugen.

Die Ferne ist wie für die Anschauung, so auch für die Erkenntniß von besonderer Bedeutung. Erst durch die Ferne erscheint das Vereinzelte als großes Ganzes und Einheitliches und offenbart uns so den ihm innewohnenden allgemeinen Gedanken. In der Nähe verwirren oft die tausend Einzelheiten den Blick und halten ihn an Untergeordnetem fest; die Schönheit, die über dem Ganzen ausgebreitet ist, wird durch vieles Widrige, was uns nahe rückt, verdeckt und verdrängt, der innewohnende Gottesgedanke, wie man es nennt von tausend kleinen Menschlichkeiten zersplittert; man gelangt nicht zum Gemeinbegriffe, weil sich alles in Einzelheiten auflöst, und, wie der tiefdeutige Volksausdruck sagt: man sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht.

Gleicherweise erhebt sich auch die Phantasie in der fernenden Stellung aus dem Pathologischen des unmittelbaren Eindruckes in das frei Lebendige, in das bewältigend Schöpferische. Darum werden Dichter und Philosophen oft rückwärts gekehrte Propheten. Sie sprechen den ewigen Gedanken aus, der das Vergangene belebte und jetzt, aus der geschichtlichen Ferne, unbehinderter erfaßt werden kann.

Nur die größten Geister vermögen es, sich so in sich zu vertiefen, daß sie in sich selber den Gesammtgehalt ihrer Epoche fassen und harmonisch gestaltet heraustreten lassen. Mitten in der Gegenwart schwingen sie sich auf eine über ihr stehende Höhe, sie stehen auf der Höhe ihres eigenen Seins, das scheinbar weit über die Gegenwart hinausragt, in der That aber nur im wirklichen Mittelpunkt derselben steht, während Andere ihre vereinzelte Stellung für den wirklichen Mittelpunkt ansehen. Die beherrschende Kraft und Allgemeinerkenntniß besteht nicht darin, daß man außerhalb der Welt und Zeit, sondern daß man in ihrem innersten Kern stehe, wie ja auch Gott selbst inwohnender Mittelpunkt und Kern des Alls und jeder Einzelerscheinung ist.

Der rechte Mittelpunkt läßt Philosophen und Dichter eine Fern- und Uebersicht gewinnen, von der aus sie das Gegenwärtige wie ein Vergangenes und Fernes schauen; unbehindert von den tausend Einzelheiten, den allgemeinen innerlich bedingenden Gedanken offenbaren, Träger desselben aufstellen, die, mit individuellem Leben ausgestattet, das allgemeine Zeitbewußt-

sein in sich darstellen. Von dieser Höhe der Offenbarung aus werden sie dann Propheten in der eigentlichen Bedeutung des Worts, sie schauen, auf dem Boden der Phantasie stehend, das innerste Leben der Wirklichkeit, werden Verkündiger des Ewigen in seiner endlichen Erscheinung, in der Zeit; sie erlösen den dunkel und zerstreut in der Brust der Einzelnen wohnenden Geist, indem sie ihn klären und zusammenfassen, sie werden Verkündiger dessen, was aus den wirren Kämpfen der Einzelkräfte sich harmonisch entwickeln wird und soll.

Das ist nur Wenigen verliehen. Der schaffende und erkennende Geist wendet sich daher meist zu dem wirklich Vergangenen, zu dem im fremden oder eigenen Leben Verschwundenen, oder schafft aus der Vollkraft der Phantasie freie Gebilde.

Entzweiung und Vereinung. — Die Erinnerung in ihrer doppelten Bedeutung.

Der bewußte Menschengeist sieht sich in die Welt versetzt, die ihm der Räthsel so manche aufwirft; er sucht die Welt zu beherrschen, indem er ihren Gesetzen nachgeht, sie mit ihrem eigenen und seinem Wesen in Einklang erkennt. Die Vergangenheit des Menschengeschlechtes, seine Geschicke und Wendungen leben neu auf in seiner Brust und er tritt durch sie das reiche Erbe der Gegenwart an.

Das Leben des Einzelmenschen, der auf der bewußten Höhe der Gegenwart steht, ist aber schon in sich ein Abbild vom Leben des Menschengeschlechts, und

vermag er es, seine Vorgeschichte so in sich aufzunehmen, daß auch kein Moment daraus verloren gegangen ist, so erhebt er sich zu einem harmonischen Ganzen.

Zieht es ihn nun hinan zu einem Jenseits, das in seinem eigenen Leben lag, zu Gestalten und Bildern, die an seinem eigenen, kindlich hellen Auge vorüberzogen, zu Regungen, die in träumerischen Keimen die kindlich stille Brust bewegten — vermag er es sie fest zu halten und in ihr Recht einzusetzen, so feiert Vergangenheit und Gegenwart eine wehmüthig frohe Versöhnung; Friede ist zwischen der Welt da draußen und in ihm, ein Friede, der es vergessen macht, daß je Kampf, Entfernung und Entzweiung war. Er hat eine selbständige, mystische und doch zugleich vernunftklare Wiedergeburt gefeiert.

Wie der Baum sein Wurzelgeäste tief in den dunkeln Grund der Erde senkt, Wärme und Saft aufsaugt, so breitet er hoch oben seine Zweige aus, Licht und Luft trinkend, Blüthe und Frucht treibend. Fest steht er mit prangender Krone im freien lichten Raum und mit reichem Wurzelgeäste im gebundenen dunkeln Grund. —

Ich habe es versucht, einen Blick in die geheimnißvolle Werkstätte des schaffenden Geistes zu öffnen, um daraus erkennen zu lassen, welche allgemeinen Grundgesetze einen Mann aus dem Volke dahin führten, seine Vergangenheit dichterisch aufzuerwecken, und wie der Friede, der in den meisten solcher Gebilde sich kund giebt, noch ein anderer ist als der, den der idyllische Stoff mit sich führt.

Nach Raum und Zeit waren dem Dichter Hebel die

von ihm geschilderten Zustände entschwunden, sie hatten aber im Grund seiner Seele stets in ihm geruht, und jetzt erschloß sich von neuem deren Schönheit und allgemeine Gedanken.

Die Sehnsucht war es, die zuerst sein inneres Leben dichterisch erweckte; seine Dichtung war eine Heimkehr zu den Seinen und eine Einkehr in sich selber. Sie war eine Erinnerung sowohl in dem Sinne, daß die entschwundenen Gestalten und Gemüthsregungen wieder neu vor dem Geiste auflebten, als auch in dem höheren Sinne, daß das Alte, halb Erloschene und Verwischte freier, reiner und tiefer wieder in die Seele, in das Innere hereingenommen, in dieselbe verwebt, erinnert wurden.

Liegt hierin eine Folgerichtigkeit, daß dem schaffenden Geiste gewissermaßen sein eigenes Selbst und die anmuthenden Gebilde der Außenwelt abhanden gekommen sein müssen, damit er sich selbst und seine Welt wieder neu gewinne und auferbaue und sich nun frei darein versenke und verliere?

Wer sein Leben verliert, der wird es gewinnen, sagt ein tiefbedeutsamer Spruch der Bibel, der auch hier seine Anwendung finden mag. Wer sein Dasein in reiner Unmittelbarkeit, in Liebe hingegeben, der findet es reicher wieder.

Nach der Deutung eines alten Denkers sollen Philosophie und Religion ihren verborgensten Quell in dem Sehnen der Seele nach einem verlorenen Urzustande haben, der diesem Erdendasein vorausging. In anderer Weise mögen wir dies weit eher von dem

dichterischen Schaffen und Sehnen annehmen, minder von dem, das eine äußerlich nie erschaute Welt aus der Machtvollkommenheit der Phantasie schafft, als hauptsächlich von dem, das eine Wiederschöpfung des geschichtlich Dagewesenen ist.

Die geheimnißreichste Besonderheit des dichtenden Geistes ist: sich dem Gegenwärtigen, seinen Eindrücken und Einflüssen vollkommen hinzugeben, sich an dasselbe zu entäußern und doch wiederum sich selbst und die empfangenen Eindrücke heraus zu retten, frei zu schaffen und zu gestalten.

Wie leicht erklärt sich da ein Rückgang auf Jugendeindrücke, bei denen noch die naivste und fortgesetzte Hingebung war.

Das Dorfkind und seine dichterische Welt.

Hebel war ein Dorfkind. Hiermit ist die Kernwurzel seines Lebens und Dichtens bezeichnet.

Die Idylle kehrt vorzugsweise auf das Jugendleben der Menschheit, oder auf das eigene Kindesleben zurück; dort verliert sie sich leicht in vagen Idealismus, hier gewinnt sie einen realen Boden.

Ein Dorfkind erwächst noch unter ursprünglichen und naturgemäßen Zuständen. Ueber das Kindesalter hinaus ragt das Naturgemäße des Dorflebens als Ganzes nicht. Hier brechen sofort die Zwiespältigkeiten eines unfertigen Culturlebens um so schneidender hervor, weil es nicht wie in höheren Bildungskreisen zu einem gewissen Abschluß gebracht wird. Naturwidrigkeiten mannigfacher Art erscheinen deshalb. Die staatlichen, kirch-

lichen und doktrinären Elemente im weitesten Sinne, die auf fremden Gebieten erwachsen sind, können selten bis zu dem Endpunkte verarbeitet werden, wo sie nicht mehr fremd sind und als selbsteignes Erzeugniß dastehen.

Das Kindesleben dagegen befindet sich noch wesentlich in naturgemäßen Zuständen. Das Kindesalter wird hier noch nicht blos als eine Uebergangsstufe betrachtet und in seinem Selbstzwecke getödtet durch Vorbereitung für den einstigen Beruf.

Wenn wir den Satz im Auge behalten, daß der erfüllte Menschengeist individuell den Bildungsgang der gesammten Menschheit durchlaufen und dessen Ergebnisse in sich verarbeitet haben muß, so mögen wir im Leben des Dorfkindes ein lebendiges Abbild der ersten Stufe menschlicher und menschheitlicher Entwicklung erkennen. Wir können es als die jedem Einzelnen wiederkehrende Stufe des Patriarchenthums bezeichnen. Hier ist noch nach der Naturseite hin der unmittelbare Zusammenhang mit Bäumen, Pflanzen und Thieren. Der noch unentwickelte Menschengeist fühlt sich ihnen nahe und verwandt, er lebt mit ihnen, Baum und Strauch sind seine Genossen, er gedeiht still wie sie. Besonders hingezogen fühlt er sich zu den Thieren, die ihm mit ihrem individuellen Leben näher stehen; er trägt seine eigenen Empfindungen auf sie über und dichtet ihnen wie den stummen Umgebungen die Menschennatur an. An dem Pflanzen- und Thierleben, an dem Eingehen auf dasselbe und an dessen harmloser Betrachtung als eines ihm ähnlichen, erwacht nach und nach das Men-

schenleben in seiner Besonderheit. Es löst sich so zu sagen allmälig ab von dem tellurischen Zusammenhang und wird ein freies, eigenthümliches. Im Hintergrund der Seele aber bleibt das innige Verständniß der belebten und leblosen Natur, die Vertrautheit mit ihren Wandlungen und die Liebe zu ihr, der Mutter Aller, denn man ruhte einst still genährt und getragen in ihrem Schooße.

Was als Anforderung des Menschlichen, in seinem Verhältnisse zu sich und zur Gemeinschaft, auf dieser Stufe sich geltend macht, erscheint patriarchalisch in der Form des Gebots auf der einen und des Gehorsams auf der andern Seite. Weiter hinauf ist es das Orakel von Weisen und Verehrten. Der Gehorsam als solcher greift nicht in die Seele hinein, sie aufrüttelnd und umgestaltend, sondern verlangt nur die gesetzte äußere Unterordnung. Das „du sollst" und „du sollst nicht" entspricht der ersten Entwicklungsstufe des Menschengeschlechts und des Menschen.

Was sich als höhere, allbeherrschende Macht aufdrängt, erscheint auf dieser Stufe in den Schauern der Ahnung als Mystisches, Mährchenhaftes und Zauberisches.

Wie die Natur hier, so weit sie offenbar ist, sich frei darstellt, nicht gedeutet und gedeutelt von fremdem Bewußtsein, so liegt auch das umgebende Menschenleben selbst der Kindesseele erschlossen da. Wie es auf dem Lande keine wesentlich verschiedenen Kindertrachten giebt, so ist auch der Dorfknabe in seinem Thun und Schauen ein Bauer in verkleinertem Maßstab. Hier ist

eine kleine Welt, die leicht vom Geiste bewältigt werden kann. Man kennt die Menschen alle bei Namen und selbst in ihren Verhältnissen. Wie man einander beim Begegnen grüßt und anspricht, so hat jeder ein Wort für den andern, eine Beziehung zu ihm. Selbst das kleine Kind ist hievon nicht ausgeschlossen. Die junge Seele gewöhnt sich nicht daran, stündlich an Menschen vorüberzugehen, die man nicht kennt, zu denen man keine Beziehung hat, die uns so fremd sind wie ferne Weltkörper. Dadurch bildet sich im Geiste des Dorfkindes eine Gemeinsamkeit des Lebens aus, ein familienhafter Zusammenhang. Wer auf einem Dorfe oder in einem kleinen Städtchen geboren und aufgewachsen ist, erinnert sich oft wunderbarerweise der verschiedensten eigenthümlichen Menschen und Schicksale, die leibhaftig vor seine Seele treten, ohne daß sie in längerer oder näherer Verbindung zu ihm gestanden.

In späteren Jahren läßt sich diese kleine Welt nicht mehr so als ganze erfassen, sie deutet den Beschauer stets auf die größere hin und erscheint als Bruchstück. Der betrachtende Geist, aus entferntem Lebenskreise herzutretend, ruht nicht mehr so sein selbst vergessen auf den Dingen. Man ist zu sehr mit Allgemeinem oder mit persönlichen Schicksalen und Bestrebungen erfüllt und muß nothwendig, während solches die Brust bewegt, gleichgiltig an tausend Dingen vorübergehn, ohne die Seele von ihnen gefangen nehmen zu lassen.

Darum können auch Lehrer, Pfarrer und Beamte selten so in das Dorfleben eindringen, wie ein Kind,

das von Jugend auf in solches versenkt war. Vermögen sie es auch — was selten geschieht — durch die Häßlichkeiten und Verkehrtheiten hindurch zur Hoheit des ewig Menschlichen zu dringen und sich diesen Kern rein heraus zu schälen, so haben sie meist zu vielerlei fremde Gedanken und Reflexionen, während sie dieses Leben betrachten; dies Leben wird nicht ihnen eigen, weil sie nicht sein eigen waren.

Ich möchte daher behaupten, daß nur ein Eingeborner das Volksleben in seiner Innerlichkeit erfaßt.

Der Knabe, besonders im jugendlichsten Alter, gehört ganz dem an, was sich gerade vor sein Auge rückt; er bleibt überall stehen, verliert sich ganz in das Begegnende und seine Interessen und nimmt es ganz in sich auf. Von keiner fremden hofmeisternden Erkenntniß belauscht, berichtigt oder in einen entsprechenderen Sehwinkel gestellt, nimmt er die Dinge mit ihren oft verwirrenden, dabei aber auch charakteristischen Eigenthümlichkeiten in sich auf. Er hegt eine Welt in sich, von der Niemand, er selber kaum weiß. Staunend mag er dann später diese Gestaltungen in sich auftauchen sehen und freiwillig erwecken.[1]

[1] In dem schönen Gespräche, „Die Baumzucht" betitelt, läßt sich Hebel in der Rede und Gegenrede zwischen ihm nnd dem Adjunkt in folgender Weise aus: „Man denkt doch am längsten daran, was einem in der Jugend begegnet ist," bemerkt der Adjunkt. „Das geht natürlich zu," sagt der Hausfreund, „man hat am längsten Zeit, daran zu denken." In solch kurzer, knapper Weise liebt es Hebel, den unversiegbaren Quell der Jugendeindrücke zu bezeichnen.

Die Heimkehr.

Erst nach langer Entfremdung und Isolirung kehrte Hebel wieder zum Volksgeiste zurück und ward dessen Verkündiger durch dichterische Kraft.

Ich möchte hier wiederum ein allgemeines in weltgeschichtlichen Epochen und Persönlichkeiten sich kundgebendes Gesetz an der kleineren Erscheinung nachweisen.

Die größten Befreier und Erlöser der Menschheit mußten sich eine Weile von ihrer Volksgenossenschaft isoliren und auf sich allein zurückziehen. Die Ueberlieferung berichtet von deren zeitweiser Vereinsamung in der Wüste, wo sie sich in sich vertieften und mit Gott unterredeten. Zurückgekehrt zu ihren Genossen, ging ein Glorienglanz von ihnen aus und sie verkündeten ihrem Volke und der Menschheit, was sie in sich hegten und hegen sollen.

Läßt sich diese große uralte Wiederkehr eines Gesetzes nicht auch in kleineren und modernen Erscheinungen erkennen?

Ich habe schon oben darauf hingewiesen, wie die Ferne zu Gesammtbegriffen führt. Der moderne Geist zieht sich nicht in die Einsamkeit der Wüste zurück, um sich in sich zu vertiefen; es genügt ihm nicht, den reinen Menschen allein in sich zu fassen, er will den geschichtlich entwickelten Menschengeist in sich wieder schaffen; aus dem bunten lärmenden Leben zieht er sich in die weltenstille Wissenschaft zurück. Tausende beharren durch ihr ganzes Dasein auf der

Uebergangsstufe der Isolirung, sie kehren nie mehr zum Leben zurück, werden und bleiben Gelehrte.

Wer aber aus der Abstraction der Wissenschaft wieder zum Leben zurückkehrt, dem offenbart sich die Welt in ihm und um ihn her auf's Neue, und er mag diese Offenbarung in äußerlichen Thaten oder in Worten fest gestalten.

Hier füge ich wiederum an Hebel an, der als concretes Beispiel dienen kann.

Hebel war aus dem Volke hervorgegangen.

Ein gelehrter Beruf isolirte ihn von der unmittelbaren Volksgenossenschaft, führte ihn auf fremde Bahnen des Geistes und fern vom heimischen Dichten und Trachten hinweg. Durch sein ganzes Leben zieht sich die Sehnsucht nach Wiederkehr in die Mitte des Volkes. Schwankende Nachgiebigkeit ließ den liebsten Wunsch unerfüllt, so daß sich sein Leben nicht zu einem Kreise gestaltete, der nach weit gezogener Bahn wieder in den Anfang zurückkehrt.

Da schuf er als gereifter Mann die „Allemannischen Gedichte" und feierte in ihnen ein Fest der Versöhnung, der Erlösung seiner selbst und des in ihm ruhenden Volksgeistes.

In den Kanzleien und auf den Kathedern war ihm das unmittelbare Leben des Volkes mit seinen vielfachen, aufgedrungenen und selbstverschuldeten Störungen fern gerückt. Von der Sehnsucht angezogen, schwebte der Genius des Volkes zu ihm heran, lugte ihn an mit dem hellen Kindesauge und erweckte in ihm die lieblichsten Weisen, halb der Erinnerung nachgesungen,

halb aus der liederreichen Brust entquollen, beides in einander verschmolzen, untrennbar.

Wirklichkeit und Wahrheit.

Sind diese Gebilde und Empfindungen darum minder wahr, weil ihr sie nicht alsbald findet, wenn ihr hinaustretet unter die Bauern?

Vor Allem ist es nicht so leicht, unterzutauchen und die Psyche eines Volksstammes heraufzuholen. Diese Psyche kann oft anders, zarter und großartiger erscheinen, als die wirklichen Lebensäußerungen vermuthen lassen. Sind ja auch die sogenannten gebildeten Stände oft viel besser, als sie erscheinen. Die Momente, in denen man durch glückliche Anregung und Befreiung wirklich das beste ist, was man sein kann; die Momente, in denen die reine, unschuldige Natur sich ganz kundgiebt, und von denen man mit den Worten der Bibel sinnbildlich sagen kann, die Seele nicht weiß, daß sie nackt ist und sich schämt und verbirgt — alles das ist sehr selten und zeigt sich oft nur in leisen Andeutungen dem Auge, das es innerlich vorher in sich erschaut hat.

Der allerfassende Menschengeist mit seinem Dichten und Trachten nimmt die stumme Natur in sich auf, er erlöst sie — für sich mindestens — indem er sie von neuem offenbart in menschlicher Fassung. Stumm ragt der Berg mit seinen starren Felsen, seinen stillen Blumen und rauschenden Wäldern in die Luft hinein. Der Mensch läßt sich fassen von dem Geiste, der das

All hält, und erkennt wieder in ihm Geist von seinem Geiste. In leisen Accorden wie in rauschenden Klängen verkündet er dann, wie hochbegnadigt die stumme Natur um uns her ist.

Und die Menschen? Sie hegen die Blüthen zarter Gefühle im Herzen, es umrauschen sie die Stürme der Leidenschaften wie Waldesbrausen, ein Strahl des ewigen Lichtes dringt aus ihren Augen — Tausende und aber Tausende wissen das selber nicht und betäuben und verwischen es bald wieder.

Der Dichter, der ihr Leben in sich hegt, hält es mit allen seinen Wandlungen fest, er führt solche ihnen nochmals vor die Seele und sie kennen sich selbst nicht mehr, denn sie wußten kaum davon, als diese Regungen sie durchzogen; sie erstaunen vor sich selber in Freude oder Schmerz. Nur das Dichtergemüth, das ohne Selbstsucht, sein vergessend in sie aufgegangen war, hat ihr eigenes Leben gewahrt und führt es ihnen in harmonischer Klärung vor.

In der sogenannten höhern und niedern Menschengesellschaft bewährt sich dies.

Wer kann hier scheidekünstlerisch bestimmen, was bei den Darstellungen der Natur wie des Menschenlebens von außen empfangen und was von innen gegeben wurde?

Als Maßstab kann hier nur gelten, ob die Ursprünge und Grundlagen von der wirklichen Welt ausgehen konnten. Dies allein bestimmt ihre höhere Wahrheit. Der Dichter kann und soll Leben und Seelenzustände bis zur gesetzmäßigen Vollendung führen, zu

der sie in der baren Wirklichkeit vielleicht nicht gelangt waren oder nicht gelingen können.

Dem Lyriker vor Allem — und ein solcher war Hebel — ist es gestattet, die Blüthen des Seelenlebens zu fassen und festzuhalten. Er bindet die Blumen von der Au in einen Strauß und hat nicht nöthig zu sagen, daß auch viel blüthenloses einfaches Gras dazwischenstand, aus dem er sie herausgelesen. Weiter schreitend zur epischen und dramatischen Darstellung, kann er die auseinanderliegenden Momente zusammendrängen, bei den Hochpunkten der Kämpfe oder des Friedens länger verweilen und das farblose Zwischenreich der Alltäglichkeit mit eiligen Worten bezeichnen.[1]

Welche Momente hervorgehoben werden sollen, dafür kann die äußerliche Wirklichkeit keine Richtschnur geben. Die Imponderabilien, mit denen die strenge Realistik nichts anfangen kann, können von der Philosophie und Poesie gerade am meisten in Betracht gezogen und die feinsten Beziehungen durch sie vermittelt werden. Es kann in der äußern Wirklichkeit sich etwas breit machen, dem diese Berechtigung vor dem Geiste nicht zukommt oder das vom Dichtergeiste als untergeordnet betrachtet wird, wogegen sich ein Moment zum wesentlich Bestimmenden erheben läßt, das sich kaum in flüchtigem Aufblitzen

[1] „Ein Geßnerscher Hirt," sagt Schiller, „kann uns nicht als Natur entzücken, dazu ist er ein zu ideales Wesen und zum Ideal ein zu dürftiges Geschöpf. Diese Halbheit erstreckt sich bis auf die Sprache, die zwischen Prosa und Poesie schwankt. Besser haben daher die gethan, die hier zwischen Idealität und Individualität eine entschiedene Wahl getroffen, wie Voß" — und Hebel dürfen wir hinzusetzen.

kundgiebt. Die Individualität und der gesunde schöpferische Takt des Dichters ist hiebei allein maßgebend.

Fremde Stoffe und heimische Anschauung. — Die Schönheit und Heiligkeit des modernen Lebens.

Die allemannischen Gedichte sind aus dem Herzen des Volkes heraus empfunden; viele enthalten dabei aber doch auf fremden Gebieten Gewonnenes. Dies ist eine Seite, die eine nähere Betrachtung erfordert und durch ein Beispiel in helleres Licht gesetzt werden mag.

Man denke sich einen Missionär, der aus den sogenannten unteren Volksklassen entsprungen, einen Wanderburschen oder Schweizersoldaten, der fremde Länder gesehen und Manches erfahren. Der Schweizer sitzt zu Hause unter den Seinen und erzählt ihnen die Schicksale, schildert ihnen die Gegenstände in der Fremde. Er hat das Ferne ganz mit heimischem Auge gesehen, weiß es den Seinen so lebendig vor die Seele zu führen, daß sie es mit ihm sehen, denn es ist ihr eigener Blick, der darauf geruht hat, es ist ihr eigener Standpunkt, von dem aus es betrachtet, es ist ihre eigene Empfindung, die dadurch erweckt wurde. Und nun tritt er hinaus, schaut die Pracht der Alpen, hört den Bergstrom rauschen und die Lieder klingen; er sieht das Heimische fast mit fremdem Auge, mit einem Blick, der auf Entferntem geruht und dem sich das Heimische neu erschließt, er empfindet dessen Schönheit und Eigenthümlichkeit selbständiger, er war aus sich hinausgerissen, seine eigenthümlichste Seele an Fremdes hingegeben, er war zum Gegensatz, zur Entzweiung und so

zur Vermittlung gelangt; er war in der Fremde zu Hause und ist nun in der Heimath fremd und doch wieder heimisch. Fremde und Heimath verschlingen sich in ihm zu einer neuen Heimath. Und hat ein Genius seine Lippen berührt, so feiert das Alte und das Neue in ihm eine Auferstehung, die er in wohltönenden Worten verkünden mag.

Aehnlich ist Hebel von weiten Gedankenfahrten im klassischen und biblischen Alterthum, aus den Allgemeinheiten der Naturwissenschaften, aus Staats- und Lehrgeschäften zurückgekehrt zur Heimath, und was er Fremdes mitbringt, hat sich in ihm zum Heimischen ausgebildet und wird als solches von den Seinigen empfangen.[1] Das Heimische aber ersteht in ihm und

[1] Die weit ausgeführten Allegorien und Personificationen Hebel's sind aus dem alten Griechenland herübergeholt, Anderes sogar der thatsächlichen Grundlage nach aus dem biblischen Alterthum, wie z. B. „Der Statthalter von Schopfheim" durchaus die Geschichte von David und Abigail ist; aber alles dies ist mit allemannischer Seele aufgegriffen und durchempfunden. Dagegen ist z. B. das Gedicht „Die Feldhüter" (in späterer Periode verfaßt) meiner Ansicht nach, trotz schöner Einzelheiten, als Ganzes verfehlt. Hier stammen die Motive offenbar aus Theokrit, so z. B. aus der achten Idylle. Hat Hebel auch Alles ganz heimisch gemacht, so fehlt hier doch das eigentlich Besondere, namentlich sind schon die Epitheta durchaus fremd und störend, so wenn die Burschen sagen: „Mer wen in lieblige Wechsel singe," und wenn vom Heiner mit seiner „lockigen Stirn" die Rede ist u. s. w.

In dem Ausspruche Goethe's, daß „Hebel auf die naivste und anmuthigste Weise durchaus das Universum verbaure", liegt das oben Angeführte kurz angegeben, wenn gleich durch den gewählten Ausdruck mit ironischer Beimischung. Allerdings verbauert Hebel

um ihn her in neuer Glorie. Er sieht und verkündet auch in dem Allemannischen sowohl die Schönheit der klassischen als auch die religiöse Weihe des biblischen Alterthums. Und warum sollen dem allemannischen Bauernleben diese beiden Momente weniger innewohnen als dem Bauern- und Hirtenleben der Juden und Griechen?

Alle höhere Auffassung der Wirklichkeit muß bis zur Schönheit und Heiligkeit vordringen, ohne welche nur flüchtige Abbilder entstehen, die vom Ewigen im Wandel der Dinge kein Zeugniß geben. Im Kunstwerke vor Allem müssen jene beiden frei hervorleuchten.

Beim Beginn der rationalistischen Auffassung entsprach es dem negativen Standpunkt, die biblischen Gestalten ihrer Glorie zu entkleiden und in die Alltäglichkeit hinabzuzerren. Der positive Standpunkt der modernen Philosophie und Dichtung hat im Gegentheil das Augenmerk: auch in der sogenannten Alltäglichkeit, in dem Gewohnten, den höheren und allgemeinen Gedanken, das Fortwirken des heiligen Geistes zu erkennen und darzustellen.

Der Volksgeist und der allgemeine Menschengeist. — Das Besondere und das Allgemeine.

Das Verhältniß des wissenschaftlich gebildeten Mannes zu seinem ursprünglichen Volksgeiste entspricht dem

das Universum, er macht sogar die Käfer zu Bauern. Ich erinnere hier nur an das Gedicht „Der Käfer." Wie fein weiß aber Hebel das Naturgesetz von der Befruchtung der Blumen dadurch plastisch zu machen! Gelingt es auf diese Weise einen lebendigen Mikrokosmos darzustellen, so rechtfertigt sich eben damit das Unternehmen, die große Welt als die kleine aufzufassen.

des Volksgeistes zu der Menschheit überhaupt. Der wissenschaftlich Gebildete sucht alle Wahrheit, die vor und außer ihm errungen wurde, sich eigen zu machen; das Leben der Menschheit ist seine Schule. Aehnlich der moderne Volksgeist. Wenn die alten Völker das Fremde von sich abhielten oder ihm den Stempel ihrer Nationalität aufdrückten, wenn sie sich in starrer Abgeschlossenheit aus sich entwickelten, so ist das bei den neueren Völkern anders. Die neueren Völker haben fremde Pflanzen, die zu Hauptnahrungszweigen geworden sind, in ihre Heimath-Erde übergesiedelt, fremde Waldbäume und Vögel bei sich heimisch gemacht, die nun ohne Pflege wie ein ursprüngliches Erzeugniß fortkommen.

So auch ist auf dem Boden des Geistes vieles Fremde ganz heimisch geworden.

Presse und Religion haben hier eine unberechenbare Wechselwirkung eröffnet. Die Thatsache, daß gleichzeitig viele gebildete Völker in Anerkennung einander gegenüberstehen, zeigt den durchaus veränderten Standpunkt der modernen Welt. Der Volksgeist hat seine Abgeschlossenheit und Ausschließlichkeit aufgegeben. Dadurch, daß die Nationalreligionen wesentlich aufgehört haben, daß die neueren Völker ihr religiöses Bewußtsein nicht mehr aus besonderen, mit Natur und Stamm verbundenen Zuständen heraus entwickeln, sondern die Religion der Menschheit in sich aufzunehmen und aus sich herauszubilden trachten, ist der abgeschlossene Volksgeist nach der tiefsten Seite hin allgemeinen Einflüssen eröffnet.

Aber nicht nur das allen Zuständen und Geistern Gemeinsame, das allgemein Menschliche in abstracter Weise, wurde aus den Volksgeistern herausentwickelt und in sie hineingebracht, auch fremde geschichtliche und volksthümliche Zustände müssen von den neueren Völkern begriffen werden, und zwar durch alle Schichten der Volksgemeinschaft. Die Religion Christi, als deren höchste Aufgabe sich herausstellt, Klärung und Befreiung des Menschenthums zu sein, sie hat die Bibel zu ihrer Grundlage, in welcher, neben und mit dem allgemein Menschlichen und in dem es beherrschenden Göttlichen, zugleich auch fremde Zustände und Empfindungsweisen begriffen und aufgenommen werden müssen.

Es wird sich dieses Moment noch näher darlegen. Hier muß nur darauf hingewiesen werden, wie die allgemeinen und ewigen Wahrheiten sich in der besonderen und endlichen Erscheinung eines fremden Nationallebens darstellen; sie können nicht abstract aufgefaßt, von ihrer Besonderheit abgelöst werden, sondern jenes Nationalleben muß zugleich mitbegriffen sein.

So ist das neuere Volksthum keineswegs so abgemarkt und bloß organisch in sich gehalten, wie wir uns etwa das antike denken mögen. Die Völkergemeinschaft in die Vergangenheit zurück und weit hinaus in die Breite der Gegenwart gehört mit zu seinem Bestande. In das neuere Volksthum muß das über ihm stehende Allgemeine und das außer ihm stehende national Fremde friedlich aufgenommen werden.

Aufgabe der religiösen Bildung ist: das Allgemeine,

über allen Völkerschaften stehende, zu entwickeln; Aufgabe der nationalen Bildung: die Besonderheit in ihrer Berechtigung zu erhalten und ihrem Endziel entgegenzuführen. Beide können und sollen vereint sein, denn die neueren Völker und ihre Zustände können sich ebenfalls zu heiligen erheben, zu jener Heiligkeit, die Uebereinstimmung von Natur und Gesetz ist.

Die Nationalitäten sind kein Hinderniß für die Einheit der Menschheit unter sich; die Einheit in der Mannigfaltigkeit gilt auch hier als höchstes Gesetz der Harmonie.

Wie nun ganze Völkerschaften Allgemeines und Fremdes in sich aufnehmen und dennoch in der Eigenthümlichkeit ihres besondern und organischen Lebens bestehen, wie sie das von außen Kommende zum Innerlichen verarbeiten, so auch einzelne Menschen, die wir als Vertreter eines ganzen Volksstammes betrachten können.

Fassen wir von diesem Gesichtspunkt aus Hebel in's Auge. Durch die allgemeine Bildung hindurch hatte er sich seine ursprüngliche Besonderheit gewahrt und Alles ward in ihm zur Einheit.

Darum sind viele seiner Dichtungen wieder in's Volk aufgegangen. Sind ja auch so oft viele Volkslieder nicht unmittelbar im Volk entstanden, sondern aus der Kunstdichtung heraus Gemeingut geworden. Immer aber muß etwas darin sein, was auf einen verwandten Zug stößt; es muß eine Bildung sein, die durch das Bewußtsein vermittelt, wieder ihrem Ausgangspunkt entspricht, nur daß dieser reicher und voller:

die wahre erlöste Natur, aber nicht die an Kindesstatt angenommene Naivetät.

Bewußtsein und unmittelbarer Naturtrieb haben hier gleiche Betheiligung und stehen in ursprünglicher oder wieder gewonnener Harmonie.

Betrachten wir nun weiter das Verhältniß des Einzelmenschen zur Darstellung des Volksthums, so muß diese für den Dichter ein Cultus sein. Gehalten in seiner endlichen Individualität, erhebt er sich da zur unendlichen Individualität eines Volksstammes. Das erheischt eine Demuth und Hingebung, ähnlich der religiösen. Es darf nicht in die Dichtung hineingetragen werden, was dem Individuum in den Sinn kommt; es muß seine Sendung nach den Gesetzen des Volksgeistes erfüllen, die in ihm individuell sich gestalteten, aber auch als allgemeine außer ihm stehen und über dasselbe herrschen.

Das Volksthum ist nirgends greifbar in der Wirklichkeit der Einzelmenschen, das Volk ist in Stände und Besonderheiten aller Art gespalten; das Volksthum ist in keinem Einzelnen ganz, aber in Allen, es ist die Gemeinseele.

Wir können hier das Verhältniß des Individuums zum Allgemeingeist erkennen. Jeder einzelne Mensch ist als Individuum frei, unabhängig, schafft und handelt selbständig, rein aus sich heraus; er trägt aber in und mit dem individuellen Geiste auch den allgemeinen Geist in sich. Dieser allgemeine Geist ist in keinem Individuum absolut dargestellt, der Volksgeist, der Geist der Menschheit, der Geist Gottes steht in und außer ihm.

Je reiner sich das Individuum entwickelt, um so mehr wird der allgemeine Geist in ihm erlöst, um so mehr wird es in ihn hineingehoben, eins mit ihm.

Hier ist der Punkt, wo sich die religiöse Weihe in allem Thun, besonders aber im dichterischen Schaffen und Gestalten offenbart. Hier treten die beiden Pole des Geisteslebens hervor: Selbstbewußtsein, Freiheit und Unabhängigkeit auf der einen Seite, und auf der andern Seite Demuth, Nothwendigkeit, Unterordnung unter den allgemeinen Geist.

Sichtbarlich tritt der allgemeine Geist als Genius der Nationen im gemeinsamen Charakter ihres Volksthums und in ihren Thaten auf. Spekulativ erkennen wir diesen allgemeinen Geist als das Gesetz Gottes, das die Individuen zu Thaten führt, die in ihrer ganzen Consequenz nicht aus ihnen kamen.

Aus diesem Gesichtspunkt bezeichnete ich das dichterische Schaffen und besonders das volksthümliche als einen Cultus.

Wenn irgend, so hat der Darsteller des Volksthümlichen das Recht und die Pflicht, Ehre und Anerkennung von sich ab und auf die Sache zu lenken, der Wahrheit die Ehre zu geben und nicht sich, dem weiter nichts zukommt, als daß er mit frommem Auge den Regungen des Volksgemüthes nachging und sie in Worten festhielt.

Hebel erhielt sich auch in dem größten Theile seiner Dichtungen auf diesem Standpunkt. Er erkannte, daß er etwas darzustellen habe, was mehr ist als er selber, was in und doch wieder außer und über ihm steht.

So stand auch Hebel unter dem Einfluß des Volksgeistes, aus dem er sich aber zunächst organisch im Selbstgenüge entwickelte. Die allgemeinen Gebote seiner Sendung konnten sich ihm nicht alsbald beim ersten Schaffen aufdrängen, vielmehr entwickelte sich dies wie alles Leben zuerst zum Selbstgenüge.

Der Selbstzweck.

Zunächst waren natürlich die Dichtungen Hebel's (und dies ist uns auch geschichtlich aufbewahrt) für Niemand abgefaßt als für ihn selber: er wollte sich selber genug thun.

Alle Einzelwesen im großen Weltganzen erscheinen zuvörderst als Selbstzweck. Auf dem Grund der Selbsterhaltung, des allgemeinsten Triebes, gelangt Jegliches zur Selbstentfaltung; aber wie Rückert sich ausdrückt:

> Wenn die Rose selbst sich schmückt,
> Schmückt sie auch den Garten;

so wird jede, im eigenen Genüge hingestellte Selbstentfaltung in das große Ganze aufgenommen; ihre Harmonie mit sich selbst wird zur Harmonie mit der Welt. Es kann dem Einzelwesen bis zu dem Menschen hinan verhüllt bleiben, wie sein Dasein und Thun eingereiht wird in das All. Ja selbst der Bewußte kann nicht bestimmen, noch viel weniger ermessen, welche Wirkungen und wie weit solche von ihm und seinen Thaten ausgehen; er hat frei aus sich geschaffen, aber doch zugleich gehalten von dem Allgemeingesetz.

Die Selbstentfaltung geht in ihrer Vollendung an sich schon über den Grundtrieb der Selbsterhaltung hinaus. In der ganzen organischen Welt wirkt jedes Wesen zu seiner eigenen Vollendung hin, aber diese Vollendung seines eigenen Seins gebiert den Keim eines neuen Daseins, der für sich selbständig wird, und wenn wir dieses in's Auge fassen, so erscheint die vorangegangene Selbstvollendung als Mittel.

Die Rose, die sich selbst und den Garten geschmückt hat, wird zum Keim für neue Pflanzung.

Der Dichtergeist nun, der, an kein Publikum denkend, blos seiner innern Nöthigung gehorcht, gelangt so am naturgemäßesten zu seinem Ziel, zunächst für sich, dann aber auch für Andere. Aus seiner individuellen Isolirung heraustretend, mit dem Abschluß dessen, was er aus sich schuf, erkennt er, daß er etwas Allgemeines ausgebildet, das sich in ihm zum persönlichen Leben gestaltet hatte. Je größer die Zahl derer ist, denen er so zu sagen das Wort aus dem Munde genommen, je mehr sich das Allgemeine in ihm zum besondern Leben festigte, um so mehr wird er verstanden und begrüßt werden, während er doch ursprünglich zum Selbstgenügen sich entfaltete.

So Hebel. Die für ihn selber abgefaßten und im Freundeskreise mitgetheilten Gedichte wurden auf vieles Zureden zuerst anonym gedruckt. Der ethische Gehalt und die allgemeine Bedeutung dieser Gedichte ergab sich in den ersten naturgemäß aus der Persönlichkeit des Dichters.

Einwirkungen der Zeit. — Anregungen und Zufälle. — Genetische und anekdotische Auffassung der Geschichte.

So entschieden nun jeder Organismus sich aus sich entwickelt, so steht er doch auch unter den allgemeinen Einflüssen des Gesammtlebens; der individuelle Geist also unter dem Einflusse des Zeitgeistes.

Thatenlose, matte, in nüchternem Einerlei sich hindehnende Zeiten erregen die Dichterphantasie leicht zu stürmisch bewegten, leidenschaftlich sich überstürzenden Gebilden. Bei einer Nachgiebigkeit steigert sich die Wechselwirkung des Publikums hierin, indem man das Energische, ja sogar das Krasseste und Abenteuerlichste eher liebt als das still sich Entfaltende, geräuschlos Eingefriedete.

Dagegen wenden sich Zeiten, die im Sturm und Drang gewaltiger Thaten leben, mit Vorliebe der Idylle zu.

Man flüchtet sich hier wie dort oft „ins Land der Poesie.“ Dort will der Geist mächtige Erschütterungen und Aufregungen, hier zieht er sich aus dem Wirrwarr der beunruhigten und geängsteten Gegenwart in das umfriedete Stillleben.

So drängen sich die Gegensätze und es ist schwer, sich ihnen zu entziehen.

Nur wenige kriegerische Naturen schmettern, vom Dichtergeiste beseelt, ihre Lieder im Marschtakte der kämpfenden Schaaren, als ihre Herolde und Bannerträger.

Hebel gehörte aber keineswegs zu den kriegerischen Naturen, ja nicht einmal zu denen, die zu Kampf und

Streit für Erfüllung friedlicher Wünsche der Gesammtheit sich gedrungen fühlen.

Nicht lange nachdem Voß seine plattdeutschen Gedichte herausgegeben, veröffentlichte Hebel die allemanischen. Die Biographie berichtet die Thatsache, daß neben den alten Classikern Voß mit seinen Idyllen und plattdeutschen Gedichten von entschiedenem Einfluß auf Hebel's Dichtung war und daß sein „Beispiel den Gedanken der Gedichte in allemannischer Mundart weckte."

Es ist mit diesen Anregungen, wenn sie auch geschichtlich noch so fest stehen, eine eigenthümliche Sache; sie bestehen meist nur darin — wenn in deren Folge etwas wirklich Eigenthümliches heraustritt — daß sie Veranlassung waren, längst in der Seele Gehegtes offen darzulegen.

Es ist neuerdings in der Philosophie und Poesie Mode geworden, die scharf zugespitzten Anekdoten zu wesentlichen Handhaben geschichtlicher Entwicklung zu machen. Das bringt allerdings Leben in die Geschichte statt der blutleeren Schatten, in denen sich die Schönrednerei von Allgemeinheiten gefiel.

Man war in der Unterlegung allgemeiner Grundgesetze zu weit gegangen, die Nothwendigkeit der genetischen Auffassung legte so logisch schnurgerade Schienen, daß der Freiheit des Geistes gar keine Abweichung, keine Biegung mehr möglich schien — und doch zeigte es sich ganz anders; das frisch quillende Leben läßt sich nicht an Schema's und Kategorien auf- und wieder abhaspeln. Man versuchte daher den andern Weg,

indem man der genialen unberechenbaren Entfaltung alles Lebens seine Berechtigung einräumte; die stutzig machenden Wunderlichkeiten, die unerwarteten Verknüpfungen wurden an die Spitze gestellt und von ihnen abhängig gemacht, ob eine Epoche im Leben der Einzelmenschen oder in dem ganzer Völker sich so oder so wendete.

Die streng genetische, wie die blos anekdotische Auffassung erscheinen aber für sich allein als unberechtigte Einseitigkeiten.

In jedem Einzelmomente herrscht das Allgemeine wie das Besondere, das Unendliche wie das Endliche vereint, nur unser erkennender Geist trennt sie in der Betrachtung, weil er ihre geheimnißvolle Verbindung nicht fassen kann.

Wer in dem Leben eines Menschen dem leitenden Grundgedanken nachgeht, muß bis zum Gesetz des Wachsthums vordringen. Es ist frei, weil es unabhängig von außen aus sich selber seine Bestimmung erhält; es ist aber auch nothwendig, weil bestimmte Voraussetzungen durch Natur und Geschick gegeben sind. So wird man nun in der Entwicklungsgeschichte eines Menschen hervorstechende Thaten finden, die durch eine als zufällig erscheinende äußere Bestimmung oder Veranlassung ins Leben traten. Diese zufälligen Einflüsse sind aber nichts weniger und nichts mehr als der letzte Sonnenstrahl, der die Hülle der entfaltungsreifen Knospe sprengte.

Dies muß die Philosophie der Geschichte in den Charakterentwicklungen der Einzelmenschen wie in den allgemeinen Ereignissen erkennen.

Wollte man sich hier überkluger Weise diesen oder jenen Umstand wegdenken, so fände der Spruch seine Anwendung:

Ihr füttert das Pferd mit gutem Haber,
Ihr füttert es mit Wenn und Aber.

Betrachtete man die sogenannten zufälligen Ereignisse und nicht die vorhergangene stetige Entwicklung als das Entscheidende, so würde die Geschichte der Menschen und der Menschheit in zusammenhangslose Anekdoten aufgelöst, die vom Zufall an einander gereiht sind: der ewige Gedanke, das innere Gesetz, das alles Leben hält und bewegt, wäre nirgends zu finden — die Welt wäre gottverlassen.

In jedem kleinen, noch so vereinzelten Menschenleben können wir aber ein stilles Wachsthum, eine Entwicklung erkennen, deren Entfaltung von überraschenden, scheinbar äußerlichen und zufälligen Momenten begleitet sein kann, ohne darum ihr innerstes Wesen aus denselben zu empfangen.

Welch eine eigenthümliche Lebensführung hatte dem Herzen Hebel's die Empfindungsweise des Volkes eingepflanzt, wie lange hegte er sie in sich, bevor er sie dichterisch wiederschuf. Er trat mit und durch Voß auf. Wer darf aber hier ein überkluges Wenn anbringen und sagen: wenn Voß nicht zur Zeit seine plattdeutschen Gedichte veröffentlicht, hätte Hebel vielleicht nie seine allemannischen verfaßt und herausgegeben?

Schon ein flüchtiger Ueberblick zeigt uns, wie grundverschieden Stoff und Dichtungsart bei Voß und Hebel

ist. Während bei Voß in der Darstellung des Bauern- und Naturlebens der gehobene Ton, der starke Schritt vorherrscht, ist bei Hebel alles friedsamer, südlich behaglich. Beide bekunden darin ihren landschaftlichen und landsmännischen Charakter.

Es wäre ein ungerechtes, der Geschichte widersprechendes Verfahren, wenn man eine Rückkehr zur Natur im Göttinger Hainbunde vergessen, wenn man Voß das Verdienst bestreiten wollte, die Rückkehr der volksthümlichen Poesie mächtig begründet und die Idylle auf ihre Naivetät zurückgeführt zu haben, dies darf aber nicht abhalten, einem Dichter wie Hebel seine Eigenthümlichkeit und wesentliche Selbstbestimmung ungeschmälert zu lassen.

Die volksthümlichen Stoffe und ihr Publikum.

Hebel tritt in seinen Gedichten, namentlich in den erzählenden, als ein älterer Bauer auf, der mit reicher Erfahrung und weiser Mäßigung ausgestattet, Schicksale und Leben darstellt. Der Zusatz, den der Titel der allemannischen Gedichte hat: „Für Freunde ländlicher Natur und Sitte" entspricht nicht ganz ihrem Leserkreise; denn dieser Zusatz bezeichnet nur Menschen, die außerhalb des Volkslebens stehen und sich ihm wohlwollend zuneigen. Kein Schriftsteller kann sein Publikum genau bezeichnen; das fertige Kunstwerk, seine Aufnahme und Auffassung ist nicht mehr von ihm abhängig, es wird selbständiges Leben. Jener Zusatz war aber wesentlich vom Geschmack der Zeit bedingt. Hebel selbst hat weitere Linien gezogen, denn er sagt in der Vor-

rede zur ersten Auflage: „Wenn Leser von höherer Bildung sie nicht ganz unbefriedigt aus den Händen legen, und dem Volk das Wahre, Gute und Schöne mit den heimischen und vertrauten Bildern lebendiger und wirksamer in die Seele geht, so ist der Wunsch des Verfassers erreicht.“ Wir ersehen hieraus erstlich den ethischen Gesichtspunkt des Dichters, sodann aber auch, daß erst in zweiter Reihe an eine Rückwirkung auf das Volksleben gedacht wurde.

Das Volk liebt es nicht, sich seine eigenen Zustände wieder vorgeführt zu sehen; seine Neugierde ist nach Fremdem, Fernem gerichtet, wie sich das auch in anderen Lebenskreisen zeigt. Erst wenn sich die Ueberzeugung aufthut, daß man in sich selber neue Bekanntschaften genug machen kann, wenn höhere Beziehungen in dem alltäglich Gewohnten aufgeschlossen werden, lernt man das Alte und Heimische neu lieben.[1]

Welch eine bevorzugte Rolle spielen wundersame Abenteuer und Fahrten, Könige und Grafen, Prinzessinnen und Schlösser in den Geschichten, die in dem Munde des Volkes leben. Der Zug nach Außergewöhn-

[1] Daß Hebel bei dem Leserkreise, den er sich dachte, die „höher Gebildeten“ voranstellte, dazu mochte ihn auch das Bewußtsein einer von ihm mehrfach gebrauchten fremden Form führen, die dem deutschen Volksthümlichen entgegen ist. Es ist dies der Hexameter, welcher bei den größeren Schilderungen und Erzählungen angewendet ist. Einer meiner Freunde, der früher Pfarrer im Wiesenthal war, wurde einst von einem Bauern daselbst gefragt: ob das auch Verse seien. „Freilich,“ sagte der Pfarrer. „Ei, man hört's doch aber nicht?“ entgegnete der Bauer, der keinen andern Vers kennt, als den mit Schlußreimen und Assonanzen.

lichem giebt diese Richtung. Aus der Alltagswelt verliert sich die träumende und phantasirende Seele in ein ihr höher dünkendes Dasein und schmückt es mit aller Pracht, allem Glanze und allen Seltsamkeiten. So aus sich herausgetreten, findet der Geist ein wohliges Behagen in den freien Spielen der Einbildungskraft; er durchschweift fremde Welten und glaubt sie zu durchdringen.

Hier möchte ich im Voraus bemerklich machen, daß man sehr irrt, wenn man solche Darstellungen für gute und zweckmäßige Volksbücher hält, deren Stoffe treu und wahr aus den Kreisen des Volkslebens genommen sind.

Ich habe in der Einleitung bereits darauf hingewiesen, daß man die Ergötzlichkeiten des Geistes sich gern aus fremden Gebieten holt. Das unmittelbare Leben giebt uns hierfür eine Thatsache an die Hand. Will sich der Städter eine ausnehmende Sonntagsfreude machen, verläßt er all den bunten Trödel um sich her, setzt eine leichte Mütze auf und wandert hinaus auf das Land, verkostet einmal wieder gestandene Milch und Schwarzbrod, oder macht sich, wie im Urzustande, im Walde gelagert, dort ein Feuer an. Mit einem grünen Zweig auf der Mütze, frische Feldluft in der Brust, kehrt er singend heimwärts. Der Bauer, der Landmann andererseits, freut sich schon oft Wochen voraus auf den Sonntag, da er „nach der Stadt gehen" wird. Er gönnt und gesteht sich nicht leicht eine Freude als solche, sondern beredet sich, daß er dort gar viel abzumachen habe. Wohl ihm, wenn er sich's nicht blos

einredet, wenn er nicht zu „zinsen“ hat, oder demüthig um Stundung der Frist bitten muß. In seinem besten Sonntagsstaat schreitet er nun dahin, betrachtet sich staunend die hochstockigen Gebäude, die sich immer weiter an einander reihen, verliert sich in das bunte Treiben der Straßen, setzt sich als blinder Passagier, aber nur in Gedanken, in die rasselnden Carossen, betrachtet wieder verwundert und verlangend das seltsame und bunte Tausenderlei hinter den Glasscheiben der Kaufläden und sucht sich die ganze fremde Welt so gut es geht zusammenzureimen, oder vergißt bald Alles beim Glas in der Schenke. Holt er sich auch einen kleinen Stich, so ist nur zu wünschen, daß er von gesundem, unverfälschtem Getränke käme. Er zieht endlich heimwärts, mit sich selber redend und seine Gedanken taumeln oft noch mehr von den wunderlichen Anschauungen als von dem genossenen Getränke. Zu Hause kramt er aus, was er eingekauft, gesehen und gehört, und das auf dem Tisch liegende mitgebrachte Weißbrod will oft so wenig zu dem gewohnten Leben passen, als die fremden Gedanken, die jetzt in der Stube laut werden, bis am andern Morgen die Gewohnheit des Lebens wieder angeht.

Dieses Auf- und Abwogen zu leiblicher Bewegung und Ergötzlichkeit können wir auch bei den geistigen Sonntagsfreuden wahrnehmen; überall ein Hinausstreben aus dem gewohnten Lebenskreise.

Derselbe Widerstreit, der sich in manchen städtischen Bürgerkreisen gegen die Aufnahme des sogenannten bürgerlichen Drama's zeigt, macht sich in seiner Weise

beim Landvolk geltend. Man verlangt von der Poesie, daß sie nicht ein Spiegel des Alltagslebens sei, man verlangt Fremdes, Anderes, man will, daß sie große, die Gesammtheit bewältigende Charaktere und Verhältnisse darstelle.

Würde die Kunst der Porträtirung auch ganz allgemein, man würde in den getäferten Bauernstuben doch nicht leicht Porträts finden. Man erscheint sich hier nicht als so wichtig, um für sich und Andere das Bild der Persönlichkeit festzuhalten. Heiligenbilder mit dem Glorienschein um das Haupt, oder bisweilen geschichtliche Figuren zieren die Stubenwände.

Erst wenn es gelänge, in den untergeordneten Gestalten aus der wirklichen und gewohnten Welt den Widerschein des allbelebenden ewigen Geistes heraustreten zu machen, erst dann mögen sie in ihrer Verklärung wieder in das Volk zurückkehren.

Erst wenn man die große Welt überwunden und in der Erkenntniß erfaßt hat, lernt man in der kleinen sie wiederfinden, in jedem Strauch und in jedem Grashalm die Majestät und Fülle des Gesetzes beachten, in dem das All gehalten ist.

Das Volksthümliche und die romantische Schule. — Hebel und die Romantik.

Es war gegen Ende des vorigen und zu Anfang unsers Jahrhunderts, als die romantische Schule das Volksthümliche wieder aufzuerwecken trachtete. Man tauchte in die Vergangenheit unter, in welcher noch eine in sich geschlossene Weltanschauung die Gesammt-

heit beherrschte, in welcher das Individuum sich noch nicht so frei ablöste, sondern sein wesentliches Gepräge noch von Gemeinzuständen empfing. Mit überschwänglicher Phantasie wurden bunt glänzende Bilder des Volksthümlichen dargestellt, daneben mit sprudelndem Witz der Stolz der abstracten Vernunft gegeißelt, die die Welt nach ihrem dürren Schema umzumodeln trachtete, die, aus der Abstraction heraus, alles Natürliche, organisch nach eigenen Gesetzen Erwachsene, als unberechtigt umstoßen wollte.

So vollkommen berechtigt — geschichtlich und rein vernünftig — dieser Gegenkampf der Romantiker erscheint, eben so verkehrt ist jene Sehnsucht nach einer Vergangenheit, jenes Zurückschrauben auf dieselbe, wenn es mehr sein will als bloße momentane Stimmung.

Es geht im Leben der Völker wie in dem einzelner Menschen. Viele sehnen sich nach der entschwundenen Jugendzeit, da sie noch einig waren mit der Welt, noch glaubten, hoffnungsreich schwärmten. Aber vergebens. Jedes Leben hat seinen nothwendigen Fortschritt. Die schöne Blüthe muß zur Frucht werden, die in ihrer Vollendung noch die Blüthe in sich hegt.

Jene romantische Sehnsucht nach der Blüthenzeit — in Einzelnen wie in ganzen Zeitepochen — muß daher vor der klaren Erkenntniß zurücktreten. Die romantische Schule wollte und konnte das nicht. Auf ihren Gebilden liegt daher eine fliegende Hitze der Sehnsucht, ein jugendlich zauberischer Duft, den man anerkennen kann, aber ohne ihn für etwas mehr gelten zu lassen.

Von nationaler Seite betrachtet erschien die Romantik nicht als eine natürliche Blüthe des Volkslebens, ja nicht einmal in ihren Vertretern zeigt sie sich als eine Forderung des in ihnen verkörperten Nationalgeistes. Im Gegentheil, man ging in leckerhafter Kunstgenießerei bei allen Nationalitäten zu Gaste. Was anfänglich nur behäbiges und behagliches Gelüste war, wurde nach und nach zum theoretischen Grundsatz ausgebildet; es sollte keine Besonderheiten mehr geben, man sollte überall zu Hause sein.

Die kernhafteren Erscheinungen und Gestaltungen des deutschen Volkslebens wurden nicht deshalb heraufbeschworen, weil sie ein nationales Ureigenthum waren, weil das allgemein Menschliche in ihnen ein eigenthümliches Leben gewonnen hatte; man fand Wohlgefallen an diesen Zuständen, weil sie zeitlich fremd waren, wie man sich an dem örtlich Fremden ergötzte.

Warum ist nichts davon in's Volk übergegangen?

Weil sich nirgends der Pulsschlag der Gegenwart herausfühlen läßt. Weil sich in den Romantikern die übermüthigste Subjectivität hervordrängt, während gerade das Volksthümliche eine getreue Hingebung erheischt, bei der man weder rechts noch links schauen darf, um für geist- oder phantasiereich zu gelten.

Das Volksthümliche verträgt, ja erheischt oft die seltsamsten Abschweifungen, aber diese dürfen nicht zur Selbstverherrlichung des Autors in überraschenden Antithesen sich auslegen, um zu bekunden, wie man außer und über seinem Gegenstande stehe; sie sind nur jene muthwilligen Sprünge des Geistes, der, wie

der Volksausdruck sagt, nicht immer bei der Stange bleibt.

Die Romantiker hielten wohl auch den Grundsatz fest, daß die Dichtung Selbstzweck sei, daß sie nichts will und soll als freie Entfaltung ihrer selbst. Aber dieser Grundsatz stand vor und in dem Schaffen immer vor Augen und ließ nicht zu einer unbefangenen Selbstentäußerung kommen. Weil und indem sie sich immer vornahmen, keine Tendenz zu haben, hatten sie eben damit eine und zwar die sich selbst negirende: das immerwährende Draufhinarbeiten, ja keinerlei Tendenz aufkommen zu lassen. Man war aber auch gereizt, sowohl gegen die Theorien mit ihrer Alles schnurgrad stutzenden Zaunscheere, wie auch gegen das Philisterthum mit seinen bürgerlichen Anforderungen und dem Streben, Alles platt zu treten. Aus dieser Gereiztheit entstand die Ungerechtigkeit, sowohl gegen sich selber, als gegen den Feind. Man wollte die Majestät der genialen Subjectivität wahren und steifte und stemmte sich auf untergeordnete Absonderlichkeiten; alle schrullenhafte Bizarrerie wurde zur unveräußerlichen Wesenheit erhoben.

Das Volksthümliche verträgt, ja erfordert oft die seltsamsten Absonderlichkeiten, aber diese dürfen nicht gewaltsam herbeigeführt und aufgeheftet sein.

Aus einer innern, wohl selbstbewußten Nothwendigkeit, konnten darum auch die Romantiker nur äußerst selten Menschen mit alltäglichen Lebensbeschäftigungen zu Helden wählen, um an ihnen die Höhen und Tiefen von Leid und Freud aufzuzeigen, im Gegentheil, sie

hielten sich am liebsten an ganz subjective Naturen, oder wenn sie darüber hinausgingen vorzugsweise an Musikanten, Schnurranten 2c. Mit diesen konnte man schon leichter umspringen, konnte Menschen und Natur sich possirlich vor ihren Augen drehen lassen und allerlei seltsamen Spuck treiben.

Auch andererseits blieben die Romantiker subjectiv und konnten darum die Gestalten, die ihnen vorschwebten, nicht emancipiren, nicht dramatisch frei für sich auftreten lassen. Der Unterbau ihrer Werke ist meist so luftig und kunstreich durchbrochen, daß sie nicht in sich ruhen könnten, sondern von außen gehalten werden müssen, dabei aber selten einen wirklichen Ausbau zu tragen vermögen. Sie haben aus ihrer reichen Phantasie so viel Wunderlichkeit auf ihre Figuren übertragen, daß sie dieselben fast nur schildern, nicht für sich gebahren lassen können. Solch ein Held, der aufträte und spräche, wie es seine Verhältnisse und seine Bildungsstufe erfordern, würde oft die ganze um ihn aufgestellte seltsame Welt über den Haufen werfen. Darum bleibt er an den Autor gebunden, der für ihn auftritt. Wir sehen die Welt nur spärlich auf neue eigenthümliche Weise mit den Augen des Helden, sondern fast immer mit denen des Dichters, und der Held selber muß sich oft ironisiren lassen. Ja, der ironische Standpunkt der Auffassung ist — wo man nicht Altes auffrischte — bei neuen Schöpfungen der vorherrschende; es ist, als ob der Autor sagen wollte: ich bin noch viel gescheiter, ich weiß noch viel mehr u. s. w. als diese

meine Gestalten; ich begnade sie nur mit meinem Wohlwollen. — Da fehlt dann die Liebe, die eins wird mit ihrem Gegenstand.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen der Romantik und der volksthümlichen Dichtung besteht sonach auch darin, daß man in letzterer die sogenannten niederen Zustände alles Ernstes schildert und sie für wichtig genug erachtet, für mehr als zum blosen gnädigen Spaß zu erscheinen.

Aus jener subjectiven und ironischen Haltung der Romantik erklärt es sich auch, warum wir aus ihr keine neuen Lebensgestalten gewonnen haben, die aus der Literatur heraustreten und uns so in der Erinnerung begleiten, als ob wir mit ihnen gelebt hätten. Es ist meist wundersam schöne Traumpoesie, schillernd, funkensprühend, aber auch verflogen wie ein schöner Traum.

Das Volksthümliche verlangt ein völliges Zurücktreten des Autors und es ist nicht ohne Bedeutung, daß wir oft von den besten Gebilden in diesen Kreisen die Namen der Urheber nicht mehr kennen.

Die romantische Schule konnte sich nicht zur Selbstentäußerung bringen.

Wo sich in der Romantik ein politischer Grundsatz bildete, der noch heutigen Tages in manchen hochgetragenen Köpfen spukt, da möchte man gern das zeitgenössische Leben auf einen willkürlich auserschenen feudalen Punkt zurückführen. Weder die Gegenwart mit ihren Forderungen, noch diejenige Vergangenheit findet eine Anerkennung, wo das gegliederte Staats-

leben seine festen unentwendbaren Rechte hatte. Man möchte jetzt gern eine büreaukratische Monarchie und dabei doch ein gegliedertes Staatsleben, gerade wie die romantisch ästhetischen Genußmenschen für sich die ungebundenste Subjectivität beanspruchen, vom Volke aber eine völlige Unterordnung und Hingebung an Autoritäten verlangen.

Der Romantiker findet es schön, wenn das Volk allerlei alten Aberglauben nachschleppt; er selber kümmert sich um alles das nicht, findet aber an den poetischen Vorurtheilen des Volkes einen ästhetischen Genuß.

Statt die neuen Ideen poetisch zu verklären und zu einem Abschluß zu führen, wird nur das alte schon an sich Abgeschlossene hervorgesucht, das sich leicht fügt und unterordnet.

So sehr nun auch die Romantik sich von dem Volksthümlichen entfernte, ist es doch wiederum der von ihr ausgehende poetische Hauch, der uns vor dem schmutzigen Realismus der Nachbarvölker bewahrt.

Durch die Romantik haben wir gelernt bei den poetischeren Momenten der Erscheinungswelt zu verweilen. Dies müssen wir festhalten, ohne dabei die trüben Seiten zu verbergen oder zu übertünchen.

Unbestritten bleibt zugleich auch den Romantikern das Verdienst, das alte Volksthümliche literarisch wieder erweckt zu haben.

Wir bedürfen aber nicht des Dämmerlichtes durch gemalte Scheiben, um ein poetisches Farbenspiel zu gewinnen, die Klarheit der Erkenntniß muß zur Poesie werden.

Der Kampf der Romantiker gegen die abstracten Theorien, die alles Leben nach ihren Programmen abschnurren lassen wollen, dieser Kampf setzt sich noch fort im modernen Dichten und Trachten.

Wir wollen Gestalt und Gehalt der Gegenwart nicht zurückschrauben in die politischen, kirchlichen und socialen Zustände der Vergangenheit — so bequem und anziehend sie auch erscheinen mögen, eben weil sie in sich abgeschlossen und fertig sind — wir wollen aber, daß die Kanzlei- und Schulweisheit das heilig halte, was der Volksgeist aus sich selber erzeugt hat, daß die Staatsmaschine vor dem organischen Leben zurücktrete.

Mit Berufung auf das geschichtliche Volksgemüth und seine unantastbaren Wahrzeichen in Sitten und Bräuchen treten wir der mit Ordonnanzen gerüsteten Büreaukratie, wie dem nagelneuen in der Phantasie Einzelner ausgeheckten Radikalismus entgegen; denn beide treffen von entgegengesetzten Seiten in der Despotie zusammen.

Der Jahrtausende alte Volksgeist bequemt sich nicht nach Theorien, die einzelne Hochweise aushecken. Wenn der durch eine lange Geschichte sich entwickelnde Geist eines ganzen Volkes nicht größer wäre, nicht mehr vermöchte, als was ein noch so hoch begabtes Individuum in seinem kurzen Leben aus sich entwickelt, so wäre die Weltgeschichte ein Narrenspiel.

Man kann bisweilen in drängendem Unmuth beklagen, daß der spröde Volksgeist sich nicht von den guten Absichten Mancher packen und zu entsprechenden Zielen führen läßt. Eine tiefere Einsicht muß aber zu der

Beruhigung führen, daß hierin ein tiefes Gesetz liegt. Was wäre aus den Völkern geworden, wo läge ihr unverwüstlicher Kern, wenn es den sogenannten geistlichen und weltlichen Machthabern gelingen könnte, ihn in seinem innersten Wesen umzugestalten? Die Geschichte der Völker wäre nichts als die Geschichte einzelner Menschen, die ihnen das Gepräge ihres individuellen Lebens aufdrückten.

Zu diesem geschichtlich nothwendigen kommt auch noch ein psychologisches Moment. Der wissenschaftlich und theoretisch Gebildete kann durch Erörterung leicht eine Ansicht aufgeben oder sich berichtigen lassen; er ist es gewohnt, verschiedene Seiten der Anschauung zu erkennen, er verliert mit der einen Anschauung noch nicht die Sache an sich, und geschähe es auch, so ergänzt er sie leicht. Der Mann der Erfahrung, der Mann aus dem Volke verliert aber leicht durch das Aufgeben seiner gewohnten Anschauung auch die Sache an sich; aus einem oft unbewußten naturtrieblichen Zuge sträubt er sich daher gegen das Neue, er muß von Natur spröde gegen Neues und Fremdes sein.

In der Darstellung des Volksthümlichen muß man bis zu jenem Punkt vorzudringen suchen, der die innerste Eigenthümlichkeit ausmacht. Je mehr dieser erkannt und herausgebildet wird, um so mehr wird er auch die ihm genehmen Lebensformen gewinnen.

Sollen dem Volke seine natürlichen und geschichtlichen Denkmale nicht nach der neuen Denk- und Sprachlehre corrigirt werden, sondern aus sich heraus neue Formen gewinnen, so muß mit dieser Anerkennung

des vergangenen Geschichtlichen auch die des Zeitgeschichtlichen sich verknüpfen. Freiheit des Individuums ist der vorherrschende Charakter unserer Zeit. Es läßt sich nicht mehr Alles im Gemeinbegriffe zusammenfassen und halten, Jeder schafft sich mehr oder minder seine innere und äußere Welt. Daß das freie Individuum Formen und Einrichtungen finde, in denen es sich selbständig mit dem Gesammtwillen zusammenschließe und von ihm getragen fühle, das ist Aufgabe des modernen staatlichen und religiösen Lebens.

Selbsterkenntniß des Volkes ist hiezu der erste Schritt und dies die erste Aufgabe der volksthümlichen Literatur. —

Im Gegensatz zur Romantik und Weltliteratur steht die volksthümliche Poesie nach außen auf dem rein nationalen Standpunkte.

Gerade jetzt, da die Nationen in eine geistige und persönliche Wechselbeziehung getreten sind wie noch nie, gerade jetzt zeigt sich wieder überall eine vorherrschende nationale Besonderheit, zumal in den Dichtungen. Es mag sein, daß wie bei einem starken Individuum, je größer die gesellschaftliche Einwirkung zu werden droht, man um so behutsamer seine Besonderheit vor Verschleifung zu wahren trachtet und sich dabei sogar auf Untergeordnetes und Unwesentliches steift; es mag sein, daß gerade beim Verschwinden einer Besonderheit diese sich nochmals um so entschiedener aufthut; gewiß liegt auch die Erkenntniß des höheren Gesetzes zu Grund, daß die Festsetzuug eines streng einheitlichen Weltreiches der Tod der Civilisation wäre.

Das Princip der Individualität macht sich auch in den Nationen und deren Offenbarungen geltend; die Mannigfaltigkeit soll auch hier zur höheren Einheit führen, nicht zur Einerleiheit werden. Sammeln und Vervollkommnen in sich führt zur Sammlung und Vervollkommnung der Menschheit.

Auch von diesem Standpunkt aus hat Hebel einen wenn auch kleinen doch nicht unwichtigen Beitrag zur innern Volkskunde geliefert. Er hat nicht zeitlich und räumlich Fernes erschlossen, sondern ein in uns selber Verborgenes zu Tage gefördert.

Gerade während man in ästhetischer Leckerhaftigkeit bei allen Nationen und Zeiten zu Gaste war, schuf er eine heimische, ja sogar lokale Poesie. War er hierbei auch fern von Absicht und Tendenz, so können wir doch ein Entwicklungsgesetz darin erkennen.

Wir Deutschen haben keinen nationalen Mittelpunkt, wir haben keine Typen des Nationallebens. Wir sind auch darin das Weltvolk, daß wir nicht nur das Fremde leicht in uns aufnehmen, sondern auch in uns selber die größte Mannigfaltigkeit darstellen. Seit lange nur auf innere Freiheit des Individuums hingewiesen, die nicht zu fesseln und zu binden ist von äußeren Gewalten, hat sich das individuelle Leben, losgetrennt von aller Gemeinsamkeit, bei uns am unfügsamsten ausgebildet. So bei einzelnen Menschen, so bei den Volksstämmen. Der Schritt über die subjective Poesie hinaus zur provinzialen bezeichnet schon ein Eingehen in eine Gemeinsamkeit. Ist es nun wol eine zu hoch getriebene Erwartung, wenn wir von der provinzialen

Poesie aus den Gang zu einer erneuten volksthümlichen und nationalen erwarten?

Hebel's Dichtungskreis war zu klein, seine Persönlichkeit zu bescheiden und selbstgenügend, als daß er sich an die Spitze einer Wendung stellen, oder von Anderen dahin versetzt werden konnte. Ein Ausgangspunkt der volksthümlichen Poesie läßt sich aber in ihm finden.

Es war kein blos ästhetisches, es war ein Herzensinteresse, was ihn zur Darstellung des Volksthümlichen drängte. Er wendete sich daher nicht einer geschichtlichen Vergangenheit, sondern dem Volksthümlichen in seiner Wirklichkeit zu, weil er in natürlicher Beziehung mit demselben stand. Was ihm, in seinem fortgeschrittenen Bildungsgang, geschichtlich abgethan war, lebte noch frisch und grün im Volke und bildete im Dichter selbst die ersten zur Wurzel sich herabneigenden Jahreszweige seines Lebensbaumes.

Hebel reiht sich daher nicht der Romantik oben bezeichneter Art an. Diese hatte sich aus der Reflexion heraus dem Volksthümlichen zugewendet, konnte es weder für sich wahrhaft beleben, noch belebend ins Volk zurückkehren; die Hervorbringungen der romantischen Schule blieben eine Tendenz, eine literarisch-ästhetische Erscheinung. —

Auch jener mystischen Naturschwärmerei der Romantiker stand Hebel fern, ja er neigt sich sogar zu dem andern Extrem, die Natur vorherrschend sinnbildlich aufzufassen. Gerade weil Hebel von Kindheit auf so zu sagen auf vertrautem Fuß mit schöner Natur-

umgebung lebte, nahm er ihre Eindrücke leicht hin und schaute bald darüber hinweg nach sinnvollen Deutungen. Die Schauer der Waldeinsamkeit, jene oft wundersam anziehenden Regungen des stillen Naturwaltens, die die Romantiker wiedergeben, finden sich bei Hebel nicht.

Die Romantiker standen im innersten Zusammenhang mit der gleichzeitigen Naturphilosophie, in der der Geist sich als Bewußtsein in der Natur wiederfand. Die volksthümliche Poesie dagegen (wenn man dafür eine Verbindung mit den höchsten Speculationen sucht) steht mehr auf Seite der Geistesphilosophie oder der Philosophie der Geschichte; ihr wesentliches Object ist mehr der Mensch und die Menschheit, das organische Leben in allem Thun.

Ein hervorstechender Zug der Romantiker ist ferner die frische Wanderlust, das selig freie Schweifen in's Weite, während sich die volksthümliche Dichtung gern still anbaut und einhegt.

Die Romantiker traten aus Schule und Studirstube, aus Geräusch und Brodem des Städtelebens hinaus in den Morgenduft mit seinem funkelnden Thau, in die ganze frische geheimnißreiche Natur; sie empfanden ihre Einwirkungen tiefer, wie der im Winter gebleichte Städter, wie man nach langem Stubenleben die Offenbarungen der Natur freier und tiefer in sich aufnimmt. Daher jene herrlichen Lieder von den säuselnden Heimlichkeiten der Waldeinsamkeit, von der mondbeglänzten Zaubernacht, von all dem Glanz und Glast in Wald und Flur. All die tausend gesellschaftlichen Beziehungen, die sich ihnen anhängen wollen,

all die abstracte Gelehrsamkeit, die den frischen Sinn zudeckt, bannen sie weit zurück und versenken sich still in das einsame Naturwalten und in traumhaften Gesichten wird ihnen manches Geheimniß offenbar zum tönenden Lied. Die Romantiker haben die Natur wieder neu erobert und gewonnen. Für Hebel aber war das Naturleben von vorn herein kein Gegensatz, den er dichterisch in sich hereinzunehmen oder in den er sich aufzulösen hatte. Seine Gedichte „Sommerabend“, „Sonntagsfrühe“ u. s. w. sind vorherrschend Bilder aus dem Menschenleben, sogenannte Gattungsbilder, mit einem Hintergrund stiller Natur. Er besieht sich die Welt von der Bauernstube aus, lebt mehr im Dorf und im Haus als in Wald und Feld,[1] und wenn er hinaustritt, singt er von Leid und Freud des Menschenlebens.

Hiedurch nähert sich Hebel wieder dem Volkslied, in welchem auch wenig von schöner Natur die Rede ist; liegt in den Tönen auch ein Hauch wie der Athem der Bergesluft, so spricht sich doch in den langgezogenen Klängen der Thale wie in dem zurückschnellenden Widerhall der Bergeszacken das menschliche Lieben, Leiden und Jauchzen in seinen tiefsten Grundtönen aus. Die Freude und Schönheit der Natur macht im Volksliede nicht viel von sich reden; die Natur wird unmittelbar

[1] Darum wäre auch die rechte Stelle von Hebel's Denkmal nicht einsam zwischen Bäumen, sondern etwa auf dem Marktbrunnen, mitten im bunten Treiben des Lebens. Der Ruf: „Chromet süeße Anke“ und dergleichen, paßt mehr für Hebel als die Einsamkeit des Schloßgartens.

mit hereingenommen, angeredet und bezeichnet und wieder außer Acht gelassen, aber immer empfindet man das tiefe Gemeinleben zwischen Mensch und Natur heraus.

Die mährchenhafte Gestaltung, das zauberisch Dämonische und das Volksthümliche. — Das Mißliche der Nutzanwendungen.

Die Romantiker griffen in die Vergangenheit zurück, das Zauberische bot sich von selbst dar, sie trieben damit allerhand Spuk zur Verhöhnung der abstracten Theorien; auch dachten sie an keine Rückkehr ihrer Neubildungen in das Volk und konnten sich hier um so leichter gehen lassen.

Wie verhält sich aber der moderne volksthümliche Dichter zu dem Mährchenhaften, das er vorfindet und aus sich neu schaffen mag?

So lange noch eine polytheistische Auffassung wirklich in den Menschen war, formte sich alsbald eine Idee, ein Begriff, Ursache und Wirkung in der Erscheinungswelt, zu einer Personifikation. Wenn die Griechen sich Naturkräfte und allgemeine Gesetze des Menschenlebens durch die Repräsentation menschlich ausgestatteter Gottheiten näher brachten, so geschah dies unmittelbar naiv. Gleicherweise auch bei den späteren Völkern, die im Mährchenzauber lebten und daran glaubten. Dem modernen Geiste aber, auch dem des Volkes, widerstrebt es, aus dem abstracten allgemeinen Gedanken wieder zur Personifikation zurückzukehren. Die Mährchenbildung hat im Volk aufgehört, und nur an das, was im Volk sich vorfindet, könnte der Dichter sich anschließen.

Durch die Verbreitung des Christenthums, das auf den Grund des Judenthums gebaut ist und vor Allem den abstracten Gedanken Gottes als reine Idee in den Menschen hervorrief, ist das Mährchenhafte zum irrenden Schatten geworden, der keine rechte Heimath mehr hat und aus dem lebendigen Zusammenhang gerissen ist; selbst der leibhaftige Teufel ist zum abstracten Bösen abgezehrt. Durch Hervorheben des allgemein Menschlichen, durch Wissenschaft und Schulunterricht, die Natur und Geist in allgemeiner Weise kennen lehren, wird es ein vergeblicher Versuch, wiederum Personifizirungen aufstellen zu wollen, die den allgemeinen Gedanken in sich schließen. Darum ist und bleibt auch all der modern ausgeheckte Feen= und Geisterkram erlogen, in der Seele der Schöpfer selber erlogen oder besten Falles erträumt, aber nicht wirklicher gehalten als ein Traum.

In dem modernen Mährchen behält Alles in der Regel eine wachsfigurne Steifheit; so sehr diese Nachbossirungen auch die Hälse drehen und die Augen rollen, der Maschinenmeister hat sie nur aufgezogen.

Die alten Volksmährchen beruhen, wie von Grimm u. A. erwiesen ist, auf Göttersagen und alten Glaubenslehren. So willkürlich und traumhaft sie auch erscheinen, sind diese wunderbaren Ereignisse u. s. w. doch wesentlich Hüllen für die Darstellung der Naturelemente und ihrer Gesetze. Wie sollen sich nun diese in neuerer Zeit in das Mährchenhafte hüllen, nachdem sie in nackter Gesetzesabstraction gefaßt worden?

Der allegorische Grundcharakter ist in dem modernen

Mährchen fast ganz zurückgetreten und es wurde blos krankes, traumhaftes Phantasiespiel, oder wenn jener Charakter sich geltend machte, war er als Abstraction obenaufgelegt.

Denken wir uns zeitgenössische Erscheinungen, die durch ihre Neuheit noch etwas Geheimnißvolles haben; wir können nur spielerisch, etwa für das jüngste Kindesalter, wirklich geglaubte Gestalten daraus bilden. Dem Kinde ist die wirkliche Welt ebenso verhüllt und neu wie die phantastisch erfundene, darum mag sein Sinn eine kleine Weile an die Figuren glauben, die wir da und dorthin versetzen. Weiter hinaus reicht es aber nicht. Betrachten wir z. B. die Dampfkraft mit ihren staunenerregenden Wirkungen. Es ließe sich leicht eine Geschichte erfinden, wie aus den hassenden Elementen, Feuer und Wasser, ein Dämon entstände, der festgebannt ist, keucht und pfeift und Alles mit sich fortreißt. Es wäre vielleicht möglich, diesen Dampfgeist, oder wie man ihn nennen will, in aller Naivetät hinzustellen; es möchte wohl als Spielerei ergötzen, aber wir glauben nicht mehr daran, nicht einmal mit jenem dichterischen Glauben, der „das luftige Nichts benennt und ihm festen Wohnsitz giebt." Wir haben diese neue Kraft nicht zuerst als Dämon kennen gelernt, nothwendig verbunden mit dieser Personifikation, sondern als allgemeine Naturkraft, in ihren Ursachen und Wirkungen.

Der Menschengeist ist zur Anschauung und Erkenntniß des Allgemeinen emporgestiegen, es ist vergebens, ihn auf den überwundenen Standpunkt zurückschrauben

zu wollen. Das Ergebniß ist hier nicht viel mehr, als daß eine rhetorische Figur für den allgemeinen Gebrauch erobert wird. Die concret naive Gestaltung der Ideen wird und muß eine andere werden, der eine eigenthümliche Poesie und Lebensfülle nicht abgeht.

Diese Wahrheit muß stets wiederholt werden, weil sich auch der gegenüberstehende Irrthum stets wiederholt. Die alten Formen erneuen sich nicht, wenn auch das Wesen des Geistes ewig dasselbe ist. Der freie Geist läßt sich nicht mehr in die Behausung der Mährchen, Dogmen u. s. w. zurücklocken, er will seine neue ihm genehme Erscheinungsweise.

Wer möchte die tiefe Befruchtung der Phantasie durch das Mährchen, den reizenden Duft leugnen, den es über die Welt ausströmt? Muß die neue Gestaltung auch auf diesen verzichten, so wird sie doch in anderer Weise die Schönheit erobern können.

So tief begründet auch der Zug nach dem Mährchenhaften im Volksgeist ist, so läßt sich darin doch kaum mehr als eine Rückständigkeit erkennen, sowohl für das bereits Vorhandene (das nach und nach aus dem Volksmund verschwindet) als auch für etwaige neue Schöpfungen. —

Die Verwendung des Mährchenhaften wie der Thierfabel zur Satyre ist aber hiedurch keineswegs ausgeschlossen, indem hiebei von vorn herein die gewohnte Form nur als Widerspiel aufgefaßt wird.

Wie zu dem Mährchenhaften, so stellt sich auch die moderne volksthümliche Dichtung zu dem Zauberischen und Dämonischen, das theils aus dem Bereich des

Mährchens abgerissen wurde. Es darf nicht mehr genügen, das oft wunderbare Räthsel vom Zusammenhange alles Lebens durch verkörperte Mächte und Kräfte zu deuten, oder vielmehr blos zu veranschaulichen, dies muß, so weit es die Erkenntniß zu fassen vermag, in die Klarheit des Gesetzes erhoben werden. Die Erkenntniß hat hier bereits große Gebiete erobert und muß immer weiter vordringen. Es bleibt noch Räthselvolles genug stehen, man hat nicht nöthig, das offenbar gewordene geflissentlich zu vernieten.

Mag man es auch für prosaische Aufklärung halten, ich stehe fest auf der Ansicht, daß ein Anknüpfen an das Dämonische und Wunderbare eben so sehr auf einen äußern, geschichtlichen, als auch auf einen innern, natürlichen Widerspruch stößt.

Die dünne Schnur, an der ein Amulet um den Hals hängt, mag wenig schaden und sogar eine Zierde sein; aber sie ist ein ausgezogener Faden aus der großen Fessel und dem großen Narrenseil, daran die Menschheit gebunden wird. [1]

Hebel wies dem Mährchenhaften nur den kleinen Raum an, den es wirklich noch im Volke inne hat. Statt sich dabei aber rein gegenständlich zu verhalten, stellt er sich auf den rationalistisch symbolisirenden

[1] So unvergleichlich schön zum Beispiel auch Cl. Brentano's „Geschichte von der schönen Annerl und dem braven Kasperl" ist, möchte ich, neben anderweitiger Häufung der Motive, die Scene mit dem Richtschwert wegwünschen. Die Poesie wird dadurch nicht gehoben und das Ganze erhält damit einen fatalistischen Charakter, der die menschlich einfache Theilnahme beeinträchtigt.

Standpunkt. Dies zeigt sich in dem Gedicht: „Geisterbesuch auf dem Feldberg." Obgleich er in der Einleitung sich offenbar harmlos dem Geisterleben hingeben möchte, vermag er es dennoch nicht. Das auch sonst von Hebel geschehene Aufgebot der Engel ist mehr traditionell als neu belebt und hier bleibt die Personifizirung zweier menschlicher Grundleidenschaften eben nur gemacht. Der Gedanke war vor der Personifikation da, ein umwandelnder Geist, der sich nothdürftig einen Körper suchte. — In dem Gedichte „Riedligers Tochter," das die schöne Sage von dem zauberischen Spinnrädchen enthält, das allein spinnt u. s. w., wird zuletzt eine rationalistische Wendung genommen.

Gleicherweise erhält in dem „Karfunkel" das plastisch hingestellte Einwirken des Teufels zuletzt eine ideelle Verflüchtigung.

Konnte sich vielleicht der Dichter Hebel hiebei nicht von dem freisinnigen Theologen losmachen? Fürchtete er ein neues Eindringen des Aberglaubens durch die Poesie?

Wenn man einmal solche Stoffe aufnimmt, müssen sie rein gegenständlich in ihrer eigenen Fassung gehalten bleiben, jede Zuthat fremder Betrachtung bringt ein unruhiges Licht hinein. —

Von den Romantikern unterscheidet sich Hebel auch noch dadurch, daß ein großer Theil, namentlich der erzählenden Gedichte, eine ausgesprochen lehrhafte Richtung hat, während die Romantiker die Poesie als Selbstzweck festhielten, und gewiß mit Recht. Das wahrhaft Schöne versittlicht, ohne eingelegter weiterer

Tendenzen zu bedürfen. Tief erquickend ist der fromme Ton, der durch Hebel's Gedichte geht, nicht jener gemachte, aus feuchten Kirchenmauern geholte, sondern als reine Empfindung des Lebens. Dagegen möchte man den lehrhaften Anhang meist gern entbehren. Ich will hier nur ein Beispiel erwähnen. In dem Gedichte: „Der Knabe im Erdbeerschlag," wird erzählt, daß ein Knabe im Walde Erdbeeren aß, ein Engel kommt dazu und fragt: „was ißisch? i halt's mit," der Bub sagt: „He nüt" (ach nichts) und zieht die Mütze nicht ab. Seitdem sättigen die Erdbeeren nicht. Nun schließt Hebel:

Was gibi der für Lehre dri?
Was seisch derzue? Mer mueß
Vor fremde Lüte fründli si,
Mit Wort und Red und Grueß:
Und 's Chäppli lüpfe z'rechter Zit,
Sust het me Schimpf und chunt nit wit.

Ist das nun nothwendig die Lehre dieser Geschichte, oder ist sie wirklich nur „dreingegeben?" Die schnöde Verleugnung des Knaben, daß er etwas esse, kann wol mit mehr Recht das Wesentliche dieser Dichtung sein als das „Chäplilüpfe." Die Folge, daß man nun immer ohne Sättigung oder gewissermaßen nichts esse, wenn man Erdbeeren verzehrt, ergiebt sich ungezwungener; ja man könnte noch tiefer gehen und hierin Darstellung und Deutung des Verhältnisses finden, daß Alles, was in unserm Culturzustand die Natur noch wild wachsend um uns her stellt, nur Leckerbissen

und eigentlich keine ausreichend sättigenden Nahrungsmittel sind.[1]

Einem für sich selbst sprechenden Gedicht eine Nutzanwendung anheften, bleibt darum aber nicht minder mißlich.

Ein Gedicht, in seiner Vollendung als Kunstwerk, ist wie ein Naturerzeugniß, das auch keine Gebrauchs- und Anschauungsweise mit zur Welt bringt und für sich festsetzt; es ist im Gegentheil der mannigfachsten Verwendung und Betrachtung fähig. Nicht einmal der Dichter selber hat das Recht, die allein geltende Deutung seines Kunstwerkes festzusetzen. Suchte er auch eine ihm klar vorschwebende Idee zu gestalten, so kann sich doch, ohne sein Wissen, während des Schaffens etwas Anderes als Mittelpunkt hervorgedrängt haben. Das unmittelbare Leben tritt hier in eine Berechtigung, die sich durch keinen vorgefaßten Entwurf absperren läßt. Kein dichterisches Kunstwerk läßt sich streng und allein nach dem vorher gefaßten Gedanken ausführen; in der Ausführung selber herrscht eine neue, stets sich fortentwickelnde und modifizirende Produktivität.

Dieses Gesetz herrscht in der Kunst wie in dem organisch sich fortbildenden Leben.

Das Kunstwerk hat den ethischen Grundzug nothwendig in sich, dieser darf aber nicht in formulirte allgemeine Sätze gefaßt, auf fliegende Zettel verzeichnet,

[1] Wenn daher Gervinus bei Hebel „die naiv beigebrachten Lehren, die nirgends den Lehrmeister verrathen," besonders hervorhebt, so bedarf die Allgemeinheit dieses Ausspruches gewiß der Einschränkung.

den Gestalten um den Mund hängen; aus der ganzen Fassung des Lebens muß er von selbst sprechen und muß dem selbstthätigen Beschauer überlassen bleiben, dem, was den Schöpfer belebte, nachzugehen.

Bei der Dichtung für einen bestimmten Zweck mag die Dogmatisirung hingehen, weil die Gestaltung hier überhaupt weiter nichts als Illustration eines allgemeinen Gedankens ist; sie ruht nicht in sich, wie das Kunstwerk, wie das organische Erzeugniß, durch das ebenmäßig vertheilte Gewicht, sondern stützt sich auf ein außer ihr Festgestelltes.

Man muß im Leben und Thun, besonders aber im dichterischen Schaffen, den Muth haben, sich verkennen oder nicht richtig erkennen zu lassen. Das erklärende Beispringen wird glücklichsten Falls blos lächerlich. Freilich wird jene Selbstverleugnung im großen Ganzen wie in einzelnen Theilen oft sehr schwer, und trotz der besten Vorsätze kommt man oft davon ab.

Für die Volksdichtung steht hier namentlich die Bibel als Muster da, die die tiefdeutigsten Thatsachen unbefangen hinstellt.

Schillers Ideal eines Volksdichters. — Idealistische und realistische Dichtungsart.

Schiller hat in seiner hohen Weise auch theoretisch das Ideal eines Volksdichters aufgestellt. Er faßt beide Seiten (die Dichtung aus dem Volke und für das Volk) zusammen, wie sie in dem Ideale auch wiederum zusammenfallen müssen. „Popularität ist ihm — sagt er in der Beurtheilung von Bürgers Gedichten — weit

entfernt, dem Dichter die Arbeit zu erleichtern, oder mittelmäßige Talente zu bedecken, eine Schwierigkeit mehr, und fürwahr eine so schwere Aufgabe, daß ihre glückliche Lösung der höchste Triumph des Genies genannt werden kann. Welch Unternehmen, dem ekeln Geschmack des Kenners Genüge zu leisten, ohne dadurch dem großen Haufen ungenießbar zu sein — ohne der Kunst etwas von ihrer Würde zu vergeben, sich an den Kinderverstand des Volkes anzuschmiegen. Groß, doch nicht unüberwindlich ist diese Schwierigkeit; das ganze Geheimniß, sie aufzulösen — glückliche Wahl des Stoffs und höchste Simplicität in Behandlung desselben. Jenen müßte der Dichter ausschließend nur unter Situationen und Empfindungen wählen, die dem Menschen als Menschen eigen sind. Alles, wozu Erfahrungen, Aufschlüsse, Fertigkeiten gehören, die man nur in positiven und künstlichen Verhältnissen erlangt, müßte er sich sorgfältig untersagen und durch diese reine Scheidung dessen, was im Menschen blos menschlich ist, gleichsam den verlorenen Zustand der Natur zurückrufen. In stillschweigendem Einverständniß mit den Vortrefflichsten seiner Zeit wird er die Herzen des Volkes an ihrer weichsten und bildsamsten Seite fassen, durch das geübte Schönheitsgefühl den sittlichen Trieben nur Nachhülfe geben und das Leidenschaftsbedürfniß, das der Alltagspoet so geistlos und oft so schädlich befriedigt, für die Reinigung der Leidenschaft nutzen. Als der aufgeklärte, verfeinerte Wortführer der Volksgefühle würde er dem hervorströmenden, Sprache suchenden Affekt der Liebe, der Freude, der Andacht, der Traurigkeit, der Hoff-

nung u. dgl. m., einen reinern und geistreichern Text unterlegen; er würde, indem er ihnen den Ausdruck lieh, sich zum Herrn dieser Affekte machen und ihren rohen, gestaltlosen, oft thierischen Ausbruch noch auf den Lippen des Volks veredeln. Selbst die erhabenste Philosophie des Lebens würde ein solcher Dichter in die einfachen Gefühle der Natur auflösen, die Resultate des mühsamsten Forschens der Einbildungskraft überliefern und die Geheimnisse des Denkens in leicht zu entziffernder Bildersprache dem Kindersinn zu errathen geben. Ein Vorläufer der hellen Erkenntniß brächte er die gewagtesten Vernunftwahrheiten in reizender und verdachtloser Hülle lange vorher unter das Volk, ehe der Philosoph und Gesetzgeber sich erkühnen dürfen, sie in ihrem vollen Glanze heraufzuführen. Ehe sie ein Eigenthum der Ueberzeugung geworden, hätten sie durch ihn schon ihre stille Macht an den Herzen bewiesen, und ein ungeduldiges, einstimmiges Verlangen würde sie endlich selbst der Vernunft abfordern.

In diesem Sinne genommen, scheint uns der Volksdichter, man messe ihn nach den Fähigkeiten, die bei ihm vorausgesetzt werden, oder nach seinem Wirkungskreis, einen sehr hohen Rang zu verdienen. Nur dem großen Talent ist es gegeben, mit den Resultaten des Tiefsinns zu spielen, den Gedanken von der Form loszumachen, an die er ursprünglich geheftet, aus der er vielleicht entstanden war, ihn in eine fremde Ideenreihe zu verpflanzen, so viel Kunst in so wenigem Aufwand, in so einfacher Hülle so viel Reichthum zu verbergen."

An einer weiteren Stelle sagt Schiller: „Eine nothwendige Operation des Dichters ist Idealisirung seines Gegenstandes, ohne welche er aufhört, seinen Namen zu verdienen. Ihm kommt es zu, das Vortreffliche seines Gegenstandes (mag dieser nun Gestalt, Empfindung oder Handlung sein in ihm oder außer ihm wohnen) von gröbern, wenigstens fremdartigen Beimischungen zu befreien, die in mehreren Gegenständen zerstreuten Strahlen von Vollkommenheit in einem einzigen zu sammeln, einzelne, das Ebenmaß störende Züge der Harmonie des Ganzen zu unterwerfen, das Individuelle und Locale zum Allgemeinen zu erheben. Alle Ideale, die er auf diese Art im Einzelnen bildet, sind gleichsam nur Ausflüsse eines innern Ideals von Vollkommenheit, das in der Seele des Dichters wohnt. Zu je größerer Reinheit und Fülle er dieses innere allgemeine Ideal ausgebildet hat, desto mehr werden auch jene einzelnen sich der höchsten Vollkommenheit nähern."

Dieser erhabenen Schilderung gegenüber, die Zug für Zug das edelste und umfassendste Vorbild darstellt, darf man es kaum wagen, etwas hinzuzusetzen, nur einige Andeutungen in Bezug auf die Gegenwart seien gestattet.

Man ersieht aus dem Angeführten wie aus anderen ästhetischen Aufsätzen, wie sehr auch Schiller die Versöhnung von Idealismus und Realismus zur Bedingung der lebendigen Poesie setzte.

Wie schroff stellt sich die Gegenwart diesen ewigen Anforderungen gegenüber. Der „Kunstform", wie man es nennt, soll man sich wesentlich nur noch bedienen,

um diese und jene Ideen und Zustände an den Mann zu bringen; je greller und mißtönender, desto besser.

Die realistische Seite der Poesie soll so stark vorgekehrt werden, daß auch die Poesie wie die meisten Lebenszustände keinen Abschluß in sich finden können.

Eine bloße Tendenzdichtung, die, statt allgemeiner Sätze, Personen und Ereignisse als Beweisführungen gruppirt, eine solche mag vorherrschend bei den dunkeln und unfertigen Partien des Zeit- und Weltlebens verweilen; sie mag dann mit einem mißtönenden, grellen Klang plötzlich abbrechen, gerade um dadurch eindringlich zu machen, wie düster, unfertig und unharmonisch die Zustände des Lebens sind. Ein Kunstwerk dagegen muß zu einem in sich versöhnten Abschlusse gelangen. Zu diesem Behuf müssen die Lichtseiten in all dem grausen Wirrwarr bestimmt hervorgehoben werden, weil in ihnen die Strahlen der endlichen Versöhnung ausströmen. Der Dichter richtet und ordnet auch die auf Grund der Wirklichkeit von ihm auferbaute Welt nach höheren Gesichtspunkten, er schaltet frei, er kann und soll abschließen, wo die Wirklichkeit noch in Halbheit und Zerrissenheit verharrt. Wie er Stimmungen und Charaktere zu Consequenzen führt, die sie vielleicht äußerlich nie gewonnen, so kann er auch die Ereignisse zu einem Abschlusse führen, den die baare Wirklichkeit noch nicht giebt. Das kann er aber nur, wenn er einen bis zu einer gewissen Festigkeit erlangten Boden hat, nicht erst gestern angeschwemmtes lockeres Land, das vielleicht morgen die Fluth wieder verschlingt. Beziehungen und Kämpfe, die noch durchaus keinen

Abschluß ertragen, die jeder vorgreifenden Lösung widersprechen und bei denen der Dichter an eine außerhalb der Poesie liegende Macht (an die Zukunft der Geschichte) appelliren und ihr den Abschluß anheim stellen muß, den er nicht prophetisch zu ahnen wagt — solche sind nicht Gegenstand der Poesie. Man kann hier durch Gestaltungen die Debatte beleben, ein Kunstwerk aber nicht daraus bilden. Die strengen Politiker freilich kümmern sich wenig um dieses letzte, sie wollen die Dichtung feuilletonisiren, die Dichtung soll die Erörterung des Zeitungstextes in Gestalten ausführen, oder auch nur die Erörterungen den Gestalten in den Mund legen. In Deutschland namentlich, wo der Erörterung so empörende Schranken gesetzt sind, findet dieselbe bisweilen noch eine ungehindertere Entfaltung unter dem „poetischen Gewande“ und hiermit auch ein Eindringen in Kreise, die für theoretische Erörterung als solche unzugänglich sind. Was kümmert sich eine einseitige Politik um die Barbarei in der Kunst? In dem Bankbruch der Gegenwart soll auch die Kunst mit draufgehen.

Es hieße aber, eine hohe Errungenschaft daran geben, um sie einst um so mühsamer wieder zu erobern, wenn man, unbekümmert um die Kunst, der Nützlichkeitspoesie huldigte. Wie es die Aufgabe ist, über die Erschütterung aller Zustände hinweg, in der wir stehen und der wir noch entgegengehen, die Cultur im Allgemeinen zu retten, so müssen wir auch die Kunst wahren und einer durch bloße Tendenzdichtung herbeigeführten Versunkenheit des Geschmacks entgegenarbeiten. Die frei

bildende Kunst und selbst die höher gefaßte Porträtirung rückt uns die Wirklichkeit in die ihr genehmste Stellung und stellt uns in den entsprechenden Gesichtspunkt. Das Verunstaltende ist darum nicht übersehen, der Unrath und das Niedrige gehört aber nicht in die Kunst, so pikant auch diese Beigabe sein mag.

Einen Abfall von seiner Sendung, oder eine Unmacht ihr zu genügen verriethe aber der Dichter, der vom wirklichen Leben ansetzt, wenn er die Lichtseiten lostrennte von dem dunkeln Hintergrund, auf dem sie ruhen. Das hat uns in Bezug auf die Dichtung aus dem Volk jene wesenlosen pathetischen Figuren gebracht, die leicht durch einen einzigen Zug in ihr Gegentheil verkehrt und parodirt werden, weil sie nicht stets ihren Gegensatz mit sich führen. Aus den Kreisen des Volkslebens hat ehedem ein verkehrter weichlicher Geschmack die süßlichen Tändeleien der Schäfer- und Idyllenpoesie geschaffen. Man ist aus Arkadien wieder heimgekehrt. Ebenso einseitig wäre aber ein anderes Extrem, jetzt vorzugsweise das Vierschrötige, oder gar das Krasse, Haarsträubende aus dem Volksthümlichen herauszuheben.

Es ist eine Versündigung gegen die Poesie wie gegen das Volksthum, wenn man, herrschender Mode zufolge, das Ungeheuerliche, Bizarre und sich Ueberstürzende in den Volksgemälden vorwalten läßt. Freilich ist ein Wassersturz, da der Strom sich gewaltsam einen Weg bahnt und fast sich aufzulösen scheint, anziehend, mit Recht läßt man den Blick länger bei demselben verweilen; aber es muß auch der stille Lauf des Stromes und seine reiche Segnung verfolgt werden.

Abgesehen von der Rückwirkung solcher Darstellungen auf die geschilderten Kreise, erheischt es die Natur derselben nothwendig, daß man den friedlichen Lauf und die hohen Seelenzüge, die sich in dem Kleinleben offenbaren, mit treuem Auge verfolge. Ich lasse hier die Verbrecherpoesie, die ihre krausen Gebilde gern in die Volkskreise versetzt, zunächst dahingestellt; ich bemerke nur, daß es nach jeder Seite hin verderblich ist, vorzugsweise die pathologischen Zustände herauszuheben und solche gar als normale darzustellen; ich will nur noch auf die Carrikatur hinweisen, die bei der Darstellung von Volkszuständen leichtes Spiel hat, weil hier Alles scharf markirt heraustritt, in groben Zügen, während die feineren Linien nicht so offenkundig und augenfällig daliegen. Auch wer nicht eigentlich zeichnen kann, wirft oft leicht eine Carrikatur hin. Das Volksthum erheischt aber und gewiß mit Recht, eine geübte und sichere Hand.

Die Flöte, mit ihrer vorherrschenden Sentimentalität, ist als Soloinstrument außer Gebrauch gekommen, ebenso sind auch die ehedem in der Volkspoesie vorherrschenden Flötentöne verschwunden. Unpassend wäre es nun aber andererseits, immer die große Trommel zu rühren.

Der heimatlosen, geschniegelten Schäfer- und Idyllenpoesie gegenüber war es schon ein großer Fortschritt, daß Hebel wie andere Zeitgenossen das Idealere als der Wirklichkeit innewohnend darstellten, und zwar wie es in einem bestimmten Volksstamm sich kundgab. Diese Selbstbeschränkung brachte es auch hier wie überall mit

sich, daß kein ausgetreten Traditionelles, sondern nur das lebendig und wirklich Empfundene sich offenbarte. Hebel neigt sich noch vorherrschend den lichten Seiten des Volkslebens zu; er hebt die zarteren Regungen und sinnigen Betrachtungen hervor, ohne tiefer in die Noth und das Elend der staatlichen und häuslichen Verhältnisse einzudringen, ohne überhaupt die Verunstaltungen des Menschenthums bestimmter ins Auge zu fassen; dabei läßt er aber die handfeste Derbheit doch nicht verkennen. Bei aller vorherrschenden Liebe zum Sinnigen, klingt das Derbe, der Uebermuth und die kecke Laune doch lebendig heraus.

Die Zeitanschauung hielt dabei allerdings das Eindringen des krassen Realismus aus dem Heiligthum der Poesie fern, und wesentlich gewiß mit Recht.

In den erzählenden Gedichten hat Hebel die volle Wahrheit der Leidenschaft gezeichnet. Wenn sich in den Liedern weniger Schelmen-, Spott- und Trutzlieder finden, und fast nur weiche und sinnige, so muß man vor Allem bedenken, daß Hebel die Eigenthümlichkeiten eines protestantischen Zweiges der Allemannen vor Augen hatte und in sich hegte. Wie sich die oberdeutschen Protestanten schon durch ihre dunkeln Trachten von den hellen, flatternden katholischen unterscheiden, so liegt auch über der Seele ein gewisser stiller Ernst, der darin seinen Ursprung hat, daß sich hier das Individuum mehr oder minder seine Lebens- und Weltanschauung selbst schaffen, erhalten und bilden muß. Die Verantwortlichkeit und Sühne für etwaige Ueberschreitungen der gesetzten Ordnung wird hier in die Seele hinein-

verlegt, keine äußere Freisprechung kommt hiebei zu Hülfe und nimmt die Last ab. Die Freude und der Jubel zeigt sich demgemäß hier oft nur so zu sagen als witziger Ernst, nicht in jenem kecken, sorglosen Durchbrechen aller Dämme, wie sich in katholischen, schwarzwälder und tyroler Liedern z. B. kundgiebt.

So stimmte der witzige Ernst Hebels mit der Individualität seines Volkes zusammen.

Wenn er sich indeß auch noch hierin eine Selbstbeschränkung auferlegte, so lag dies zum Theil auch in der Stellung des Dichters Hebel als Kirchenrath. Dies brachte aber keinen Mißklang in das dichterische Schaffen, ein inneres Verhältniß stimmte mit dem äußern überein. Diese Dichtungen waren für Hebel, bei aller Naturwahrheit, doch ideale Erhebungen; er stieg nicht hinab zu dem Volksthümlichen, er erhob sich zu demselben, das Allemannische war die höhere Sprache seiner Empfindungen, in ihren Rhythmen hielt er die zartesten Regungen fest; das Grobkörnige war schon von vorn herein ausgeschieden. Nie hat Hebel das Allemannische in Prosa gebraucht, nie einen jener unübertroffenen Schelmenstreiche des Zundelfrieder oder des Zirkelschmied im Allemannischen erzählt; es blieb die heilige Sprache seines Herzens.

Die tragische Schlußwendung der Volksgeschichten.

Mit dem realistischen Charakter der Volksgeschichten ist auch die meist tragische Wendung derselben verbunden. Dies liegt aber nicht nur in dem Anschluß an die äußere Wirklichkeit, sondern auch in der innern,

rein idealen Folgerichtigkeit der schöpferischen Phantasie begründet.

Alle Geschichte, die äußerlich wie die ideal wirkliche, bewegt sich innerhalb des Gegensatzes. Das in sich verschlossene Naturleben, das rein und frei sich aus seinen eigenen Gesetzen entwickelt, in gegensatzloser Unschuld — wo die Begriffe von gut und böse noch nicht statt haben, weil hier der reine Standpunkt des Naturgemäßen inne gehalten wird — Alles dies hat noch keine Geschichte, die sich erst durch den Conflict der Gegenseitigkeit erzeugt und beim Menschen alsbald mit dem Gemeinleben beginnt, wie uns auch die älteste Urkunde des Menschengeschlechts berichtet. Alle Bildung, alles Staatsleben, alle Religion hat zu ihrem letzten Endzwecke: die Entzweiung durch den Gegensatz wiederum zu einen, den Durchgang durch die Welt durch deren Bewältigung zu vollenden und in jenes in sich harmonische Leben zurückzuführen, Natur und Gesetz wiederum zu vereinen als Naturgesetz, wo Freiheit und Nothwendigkeit wieder zusammenfallen, aber erhöhter als in ihrer Ursprünglichkeit, weil erfüllt von dem Gegensatz, wo man — wie die Bibel sich ausdrückt — Alles aus Liebe thut, und wo, wie Spinoza den Durchgang, die Vermittlung durch den Gegensatz näher bezeichnet, die intellektuale Liebe herrscht, wo der ursprüngliche Gehorsam gegen die Natur und die freie Bewältigung derselben wieder eins geworden sind.

Wie in der äußerlich wirklichen Welt solches noch nirgends zu finden ist, so ist es auch in der aus der freien Phantasie geschaffenen nur selten möglich, die

Vollkraft des Daseins aus dem Widerstreit der Welt in seiner Erhöhtheit herauszuretten.

Dies liegt mit in der Endlichkeit unseres Daseins und Denkens.

Daß die Hingebung des Individuums eine absolute sei und doch wiederum aus der zusammenbrechenden Welt sich die Vollkraft des Lebens herausrette, nicht in relativer Resignation, sondern in ungetheilter Ursprünglichkeit — das sind Gegensätze, deren gerechte Vermittlung selten gelingt.

Die Poesie wie die Religion faßt daher das Leben als das endliche und scheut den Tod für die Hingebung nicht.

Alles Leben verzehrt sich und nur die ewigen Gesetze bleiben; diese in Gestaltungen heraustreten zu lassen, ist Aufgabe der Poesie. Mit der Beendigung des Kampfes hat die Poesie ihr Endziel erreicht und hebt sich selbst als Poesie auf. Wird die Leidenschaft und ihr Gegensatz absolut gefaßt, so können wir menschlich bedauern, daß es zur tragischen Selbstverzehrung führt, poetisch nothwendig aber ist es. Hier kommt keine äußerlich moralische Rücksicht in Betracht, es gilt nur die innere Genesis eines nothwendig fortschreitenden Lebensprozesses darzustellen; Anderes von der Poesie verlangen, hieße ihr fremde Bedingungen aufnöthigen.

Es ist ein in sich frivoles Verfahren, wenn man in hausbackner Weise, um Hörern und Lesern den tragischen Schauer zu ersparen, einen tiefen Conflict anregt und begründet und doch am Ende nachgiebig umbiegt. Will man das, darf man nur auf Relatives,

auf reservirte Neigungen, auf Mißverständnisse und dergleichen bauen. Die tragische Endung des absoluten Conflictes kann und muß auch die Versöhnung in sich tragen, wenn sich diese auch nicht in einer bestimmten Formel fassen läßt; sie mag uns jenes Rauschen der Urmächte vernehmen lassen, das sich unter der Oberfläche des Lebens bewegt, und hat damit genug gethan.

Die Romantiker hatten in ihrer Weise die reine Selbständigkeit der Poesie gewahrt; sie beanspruchten für die Poesie ein Aehnliches wie die reine Instrumentalmusik, die zu nichts Handlichem dient, sondern blos unendliche Gedanken anregt.

Stellt sich die absolute Vollendung bei der aus freier Einbildungskraft geschaffenen Poesie als innere Nothwendigkeit heraus, so tritt solche noch äußerlich hinzu bei der Poesie, die sich an das Leben anschließt, wie es im Volke sich gestaltet.

In den dunkeln Waldesgründen und an Bergeshängen giebt es noch Charaktere wie die wilden Rosen, einblättrig und offen bis in den Herzensgrund, und Weißdornblüthen, die nur in einer Sturmnacht aufbrechen.

Hier ist die Herrschaft der halben Zustände, der relativen Hingebung, die sich in der Reflexion einen Hinterhalt wahrt, noch spärlich. Hier ist noch Lachen und Weinen, Jauchzen und Klagen, herzhaft, ohne Zurückhaltung. Die Leidenschaft hat hier noch ihren vollen Muth, man weicht ihr nicht aus, sie wird hier leicht zur absoluten, das ganze Sein brennt in ihr und verzehrt sich.

Daß ein Individuum seine eigenen beklemmenden Zustände oder die der Zeit- und Volksgenossen — wenn sie seine Seele erfüllen — als endliche, als kritische Uebergänge fasse, darüber hinweg nach einer bessern Zukunft schaue, in der Zuversicht dieses Glaubens sich und die bessere Welt herausrette, dazu gehört eine Kraft des Gedankens, deren selbst die gewaltigsten Geister, gewohnt sich an jenseitige Ideale zu halten, nur selten fähig sind.

Das Hinausschwingen über die Gegenwart ist aber auch vielfach schuld an der Lahmheit unserer Zustände; man will nicht mehr Alles drauf und dran geben, um das als nothwendig sich Ergebende jetzt und über alle Hindernisse hinweg durchzuführen.

Darum brachte es auch eine innere Folgerichtigkeit und nicht eine Mode mit sich, daß man Charaktere aus dem Volk wählte, die noch einem einzigen Gedanken ihr ganzes Sein widmen, um an ihnen rein menschliche oder sociale Conflikte bis zur tragischen Vollendung durchzuführen.

Bei der Schrift für das Volk, die mehr den moralischen als den ethischen Gesichtspunkt in seiner umfassenden Bedeutung im Auge hat, da mag es darauf angelegt werden, den Conflict zur friedlichen Versöhnung zu führen, und hier kann die Religion, nicht blos in ihrem resignativen Charakter sondern in ihrer frischen Erhebung, den Lebensgang in ruhiges Geleise führen. Bei der Dichtung aus dem Volke, in der die Poesie nur ihren inneren Gesetzen folgt, führt es oft nothwendig dazu, die Leidenschaft einer in sich unver-

bogenen und unbeugsamen Natur in ihrer ganzen Zerstörungskraft darzustellen.

Das Volksthum gegenüber dem Polizeistaat und der Kirchenpolizei.

Wie in der Körperwelt so noch weit mehr in der Geisteswelt giebt es unwägbare Stoffe, die sich von keinerlei Werkzeugen und Kategorien einfangen lassen. Dahin gehören, wie bei Einzelcharakteren, so auch bei ganzen Völkern, jene besondern Merkmale ihres eigensten Lebens, die ihnen keine Pädagogik aufgedrückt, sondern die sie organisch aus sich gebildet haben.

Die unerschöpflichen Gründe des Volksthums sind das Palladium einer Nation, die die Besonderheit ihres Daseins bedingen. So unscheinbar sich hier auch Manches darstellt, so bildet es doch das schützende Blatt für Blüthe und Frucht, für Gemüth und That.

Es bedarf kaum einer Aufzählung der Sünden, mit denen dem deutschen Volksthum mitgespielt wurde: die Ausländerei der vornehmen Stände, der Dünkel der Gelehrten, und vor Allem der Hans Dampf in allen Gassen, der moderne Polizeistaat mit seiner zutäppischen Vielregiererei, hat die zartesten Keime des Volksthums zerdrückt und verunstaltet.

Es ist keine blos willkürliche oder von Feindseligkeit eingegebene Erfindung, wenn man Bestehen und Handhabung der modernen „Staatsmaschine“ als den mechanischen Polizeistaat bezeichnet. Was geschieht denn wesentlich anders, als daß man alles natürliche Wachsthum am Polizeistock groß ziehen will? Befehlen,

Verbieten und Ueberwachen dieser Verordnungen, das sind die Künste des Polizeistaats.

Daß man etwas anerkenne, das sich nicht einregistriren läßt, daß man etwas hege, was zu seiner Erscheinung nicht erst auf das Decret wartete — wie sollte das die Kanzleiweisheit über sich vermögen?

Die reichste, nie versiegende Quelle des Rechtslebens ist das Gewohnheitsrecht, der Polizeistaat hat nur seinen einzigen untrüglichen Canon: das Regierungsblatt.

Das Volksthum ist das Heiligthum einer in sich verbundenen Menschengemeinschaft, der Polizeistaat kennt kein Heiligthum, außer etwa noch die Kirche, weil und in sofern sie auf anderm Wege der Polizei Handlangerdienste leistet.

Die ganze heute geübte Regierungskunst ist eine wesentlich negative, was noch als positiver Kern im Volke bleibt, muß sich ohne die Regierung und trotz derselben erhalten.

Man trete hinaus unter das Volk und sehe nur, wie der Polizeistaat mit dem Volksthum, mit Bräuchen und Sitten, mit Festen u. s. w. wirthschaftet; da soll es keine Regung geben, die nicht überwacht, regulirt und registrirt ist. Am schnellsten ist man aber fertig, wenn man verbietet.

Ein Baum, der ein Jahrhundert zu seinem Wachsthum bedarf, ist in einer Stunde gefällt; ein Volksgebrauch, der sich seit undenklichen Zeiten in die Gemüther einlebte, man wirft einige Zeilen auf einen Stempelbogen, streut Sand darauf — die alte Sitte ist begraben.

Man hat den Muth und die Kraft nicht, etwaigen Abschweifungen durch Versittlichung entgegenzuwirken, man wählt den bequemeren Weg — man verbietet, man hat ja Polizeibüttel genug.

Ich kenne eine Gegend, in der ehedem zur Fastnachtzeit in jedem Dorf ein Umzug gehalten wurde, wobei es allerlei spaßhafte Geschichten gab und allerlei Reden 2c. gehalten wurden. Natürlich hat man das verboten, es kann ja etwas vorkommen, was diese oder jene Lächerlichkeit geißelt; und dann: wie darf man eine Rede halten lassen, die nicht vorher censirt ist?

Der Polizeistaat ist empfindlich, muß es seiner Natur nach sein, weil er seine Würde in der Uniform bekundet und jeden Augenblick seine Amtsehre angegriffen sieht.

In derselben Gegend war es von jeher Sitte, daß die Burschen jeden Abend, und am Sonntag auch die Mädchen, schaarenweise singend durch das Dorf zogen. Es soll nun in neuerer Zeit manches Lied aufgekommen sein, das allerdings ungehörig ist; statt aber durch Veredlung entgegenzuwirken, wählte man natürlich das einfachere Verfahren und verbot alles und jegliches öffentliche Singen.

Wozu soll überhaupt das unversteuerte und nicht in der Schule gelernte Singen? wozu sollen Volksspiele und dergleichen dem Polizeistaat nützen?

In einer andern Gegend zieht der griesgrämige Pietismus gleichfalls an demselben Karren mit der Kanzleiweisheit. Man hat von „Pfarramtswegen“ verboten,

daß am Sonntag überhaupt Tanzmusik gehalten werde. Man soll am Sonntag beten und noch einmal beten und dann von heiligen Dingen sprechen. Daß der Sonntag für die Arbeitenden auch ein Freudentag sei, das soll nichts mehr gelten. Die reichen Städter können sich einen Wochentag zu Fest und Tanz bereiten; das kann der Bauer und Handarbeiter nicht. Wie der Polizeistaat gegen jegliche Regung des individuellen Lebens, so ist die künstlich angesetzte Pietisterei gegen jeden frischen Lebensgenuß empfindlich, sie kann ihn ihrem innersten Princip nach nicht dulden. Darum treibt man Mißliebiges mit dem Amtsstil aus.

Ich mag die Beispiele nicht vermehren, wer nicht eine Amtsbrille aufhat, kann sie täglich selber sehen.

Es wäre eine ungerechte Anmuthung, daß der Polizeistaat sich selber aufgebe, indem er irgend etwas frei gewähren lasse.

Ich habe bereits oben angedeutet, daß bei alledem das Volksthum nicht zu Grunde zu richten ist.

Es ist ein tiefes Gesetz in der Menschennatur, daß es nie gelingt, das innerste Wesen eines andern Individuums ganz in die Hand zu bekommen, um es nach Willkür zu modeln. Eltern und Erzieher erfahren dies an den Kindern, und die Pädagogik hat bereits darauf ihr neues Verfahren gegründet. Noch viel weniger gelingt jene gänzliche Bewältigung bei einem Volke. Das organische Staatsleben der Zukunft wird sich darnach zu richten haben.

Das Volksthum in seinen Erscheinungen, in Bräuchen und Sitten, ist wie alles Leben den Wandlungen unter=

worfen. Wie die Trachten, wie namentlich die Dialekte eine geschichtliche Entwicklung nach zeitweiligem Feststehen bekunden, so schafft sich auch das Volksthum, über die Einwirkungen der Schulen und Kanzleien hinweg, neue Lebensformen. Mit Absterben der gewohnten Formen ist das Wesen noch nicht aufgehoben. Die Klage über das Verkommen dieser und jener sinnigen Form ist daher eine müßige: es werden neue kommen, nicht minder beziehungsreich und anmuthig, wenn man nur der freien Entfaltung Raum gönnt.

Die volksthümliche Dichtung hat hier eine doppelte Aufgabe. Einerseits die durch natürliche Ueberlebtheit oder durch die Macht des Polizeistaates verschwindenden Formen des Volksthums in festen freien Gestaltungen für das nationale Bewußtsein zu erhalten, und andererseits von hier aus Anknüpfungen für neue Bildungen zu geben.

Dies entspricht sowohl dem innersten Wesen der Poesie überhaupt, als der volksthümlichen insbesondere.

Die volksthümliche Sprache überhaupt und die Mundart insbesondere. — Die Dichtung in der Mundart. — Ein Wort über das Volksdrama.

Von dem eigentlichen Ursprung der Sprache, der kein willkürlicher ist sondern unmittelbar in die Natur des Menschen gelegt dieselbe in ihrer Wesenheit bedingt, sind wir zu weit entfernt, um noch daraus schöpfen zu können; dagegen muß ein Anschluß an die volksthümliche Sprache, wie sie sich organisch und aus der

Anschauung weiter bildet, zur frischen Belebung von Bedeutung sein.

Die Volkssprache geht noch wesentlich von der sinnlichen Anschauung aus. Von der volksthümlich lebendigen wie von der alten Sprache gilt, was Jakob Grimm sagt: „Man kann die innere Stärke der alten Sprache mit dem scharfen Gesicht, Gehör und Geruch der Wilden, ja unserer Hirten und Jäger, die einfach in der Natur leben, vergleichen. Dafür werden die Verstandesbegriffe der neuen Sprache zunehmend klarer und deutlicher. Die Poesie vergeht und die Prosa (nicht die gemeine, sondern die geistige) wird uns angemessener."

Dieses letztere ist nothwendig und mag doch auch wiederum zur Poesie führen. Die selbständige und subjective Wahrnehmung der Merkmale wiederholt sich fort und fort und tausendmal Gesehenes wird neu erfaßt und bezeichnet, als ob es jetzt zum Erstenmal erschiene.

Die Naivetät der volksthümlichen Sprache besteht nicht nur in dem Bestimmten, Gesunden, wie es Grimm so treffend bezeichnet, sondern auch oft in dem kindlich Herumtastenden, wo man noch keine fertigen Schablonen und stehenden Redensarten für Alles hat, sondern sich erst die Merkmale sucht, neue Worte schafft und alte neu bildet. Das Uebertragen von Menschlichem auf die äußere Natur, wie das gegentheilige Veranschaulichen des Menschlichen durch äußerlich Gegebenes, führt auf und ab zur Poesie. Der Satz: der Mensch ist das Maß der Dinge, gilt erst von der Bildungsstufe, die in das Bewußtsein tritt oder bereits in ihr

steht; ihr voraus geht die Stufe, die menschlichen Besonderheiten durch die Natur zu erklären. Beide Elemente sind thätig in der heutigen Volkssprache. Selbst die neueste technische Umgebung wird sich der poetischen Sprachbildung nicht entziehen können.

An der Sprache haben wir nicht nur eine lebendige Poesie, sondern eine volksthümliche Philosophie, wie sie sich abstract nicht aufbauen läßt. Mit naturtrieblichem Bienenfleiß trägt der Volksgeist alle seine Wahrnehmungen in den kunstmäßigen und doch so natürlichen Bau seiner Sprache. Es ließe sich aus der sprachlichen Fassung der höheren Wahrnehmungen sowie aus dem Spruchmäßigen eine volksthümliche Philosophie entnehmen, der nichts anderes an die Seite gestellt werden kann.

In der Sprache treten wir das Erbe des geschichtlichen Gesammtgeistes an und wir haben hier unmittelbar ein Bild vom Zusammenhang unseres individuellen Denklebens mit dem allgemeinen, worin wir wieder Nothwendigkeit und Freiheit in gleicher Macht erkennen, die eine die andere begrenzend.

Die Schriftsprache kann nicht nur frische Worte aus der Volkssprache ausheben und sie nach und nach grammatikalisch einschulen (so haben wir im Oberdeutschen das für eine Eroberung gehaltene französische endimanché längst in dem Worte „gsunntigt,“ so haben wir die feinere Begriffsbezeichnung „ungut, ungutmüthig,“ so haben wir das einfache, „es lächert mich“ für das schwerfällige: es macht mich lachen u. s. w.), sondern auch sprachgesetzlich ließe sich wohl manches

herübernehmen. Welch ein sicheres Tongefühl verräth es, wenn der Oberdeutsche bei den Wörtern, die mit Kehllauten beginnen, durchgängig, und häufig auch vor d und b, im Perfectum die Vorsatzsylbe ge wegläßt. Das Hülfszeitwort zeigt schon genug die Zeit an und statt: ich bin gekommen, gegangen, habe gegeben, gekauft 2c. sagt man: ich bin kommen, gangen u. s. w. Die englische Brudersprache hat die aus ge entstandene Vorsatzsylbe y auch längst allenthalben abgeworfen.[1]

Ein Einzelner darf sich nicht so leicht etwas der Gesammtsprache gegenüber herausnehmen, und das Vorstehende mag nur darauf hindeuten, welche Fingerzeige uns die Volkssprache giebt, die Schriftsprache ebenfalls so zu halten, daß sie flüssig gesprochen werden könne.

Während die romantische Schule vielfach aus dem Mittelhochdeutschen nach Stoff und Form Volksthümliches wieder erweckte, geht die neuere volksthümliche Richtung, wie sie auch in Hebel bekundet, vom gegenwärtig Lebendigen, vom Dialekte aus.

[1] Hiebei kommt allerdings in Betracht, daß die oberdeutschen Dialekte das einfache Präteritum nicht gebrauchen und darum genöthigt sind, das Perfectum mundgerechter zu machen. Dagegen findet sich diese Vorsatzsylbe, wie Schmeller (die Mundarten u. s. w. 485 und 1057) nachweist, im Präsens und Infinitiv und das Perfectum merkt man „an der größeren Entschiedenheit, mit welcher in diesem Falle der Anfangslaut des Wortes vernommen wird."

Obiges mag sich auch noch zu dem wissenschaftlichen Nachweise gesellen, den Moriz Rapp (Versuch einer Physiologie der Sprache 2c. Stuttg. 1841, Th. 4) führt, „daß die nächstkünftige Redaction der Sprache wieder von Süden aus, aus den oberdeutschen Dialekten sich entwickeln muß."

Die Dichtungen, die im Volk selber entstehen, sind schon lange nicht mehr in der Mundart gehalten. Die meisten Volkslieder nähern sich der hochdeutschen Schriftsprache; Scherz- und Spottlieder beharren jedoch in der Mundart, weil diese dem gewöhnlichen Leben und somit dem Spott u. s. w. näher steht. Wenn aber die Bewegungen der Seele in Wehmuth und ernster Erhebung hinausklingen, so erheben sie sich zu der Sprache, in der man die Offenbarungen göttlichen Wirkens empfing. Einzelne Wendungen, Worte und Biegungen aus der Volkssprache bleiben und bilden einen Theil jenes unnachahmlichen Reizes, der diesen Liedern innewohnt; diese Wendungen u. s. w. sind gleichsam die Bodenerde, die der Pflanze bei Versetzung in ein bebauteres Erdreich blieben und sie schnell heimisch werden und gedeihen lassen.

Die Bedeutung der Dialektdichtung hat M. Rapp in dem angeführten Buche erschöpfend dargethan: „Nun läßt sich denken, daß bei einer Gemeinsprache der Bildung, die sich in einer abstrakten vornehmen Steifigkeit erhielt, die lokalen Mundarten um so mehr ihre untergeordnete Berechtigung forterhalten, besonders in dem Falle, wo die Schriftsprache in der Entwicklung und Abschleifung auf einer Stufe stehen bleibt, die gewisse Lokaldialekte in der That passirt oder übersprungen haben, wo also die Dialekte wesentlich jünger sind als die Schriftsprache. Es ist also nicht allein die Anforderung des poetischen Genius, der auch in der verachtetsten Sprachformation die Sehnsucht hat, heimisch zu werden, es ist außerdem die physiologische Oekonomie,

welche solche Lokalpoesie begünstigt, und es muß gesagt werden, daß besonders in dieser Hinsicht die oberdeutschen Mundarten eine historische Bedeutung gewinnen. Während die Bildung, wie der Gedanke an sich, zur Vernichtung seiner Form, das heißt zur Allgemeinheit drängt, so hängt dagegen die Poesie sich an die Bestimmung der Besonderheit, und der Formwechsel, der jene stört und hindert, reizt und fördert diese. Wir müssen es in jeder Hinsicht für ein Glück achten, daß unsere Sprache noch der Dialekte und der Volkspoesie fähig ist; denn weit entfernt, der Nationalität Eintrag zu thun, weist uns das Beispiel der griechischen Bildung den Weg, wie die begabteste Nation der Welt nur im Conflikt der Formen und der immer neu gekreuzten Ausgleichung ihren geistigen Reichthum hat entfalten können. Unsere patriotischen Centralisten sollten wenigstens Einen (den schlechtesten) Vortheil der Dialektspoesie anerkennen; denn es ist klar, ohne genaues Bewußtsein über ihre eigene Individualität kommt nie eine Provinz zur wahrhaften Einsicht in die Gemeinsprache; man lernt also die letzte nur in der Negation des andern Elements. Es ist das härteste, was einer blos provinzialen Bildung geboten werden kann, wenn man ihr zumuthet, Provinzialpoesie als solche anzuerkennen; denn sie wird hier gewaltsam in ein Element zurückgeworfen, welches zu besiegen sie mit aller Kraft der Reflexion durch ihr ganzes Leben gewöhnlich in fruchtloser Bemühung begriffen ist. Darum ist auch diese Art der Poesie der Probirstein der nach dieser Seite vollendeten Bildung des Individuums."

Es giebt eigentlich keine vollkommen entsprechende Buchstabenschrift für den Dialekt, das musikalische Element herrscht in ihm vor, und wie man bereits bemerkt hat, ist namentlich die Betonung der Vokale, die „geistiger, gleichsam stoffloser" sind als die Consonanten, eine eigenthümliche.[1]

Die neuere Physiologie des Menschen hat daher auch hierauf besondere Beziehung genommen. Dabei bekundet sich auch der tiefe Zusammenhang des Menschen mit der Naturumgebung. Berg und Thal und Fluß stehen offenbar in einem Zusammenhang mit den eigenthümlichen Formationen der Sprache, die dort laut werden. Die sprachliche wie die stoffliche Eigenthümlichkeit ergiebt sich daher eigentlich nur dem Eingeborenen; es ist wohl schwer, wenn nicht gar unmöglich, daß einer in verschiedenen Dialekten vollkommen entsprechend dichte.

Wie sich Dichtungen in der Mundart nicht vollkommen in's Hochdeutsche übertragen lassen, so auch umgekehrt.

Es giebt gewisse Musikstücke, die sich ohne Benachtheiligung ihres innersten Charakters auf kein anderes Instrument übertragen lassen; jedes hat seine eigene Sprache.

Man kann fremde Dichtungen in die heimische Sprache übertragen, ohne dadurch ihrem Genius zu

[1] Schmeller a. a. O. weist schon darauf hin, wie „uns von Zeit zu Zeit die geographische Linguistik mit der Kunde von Lauten überrascht, von denen wir keine Ahnung hatten." In seinem vortrefflichen Wörterbuche hat Schmeller auch des lebendigen Stoffes für Bereicherung der Worte und der grammatischen Fortbildung viel gegeben.

nahe zu treten, weil dieser doch wesentlich in der neuen Schöpfung des Gedankens und seiner Träger besteht. Die volksthümliche Poesie und namentlich die Dialektdichtung macht weniger den Anspruch auf Erzeugung eines nie Dagewesenen, ihr Charakter besteht vorherrschend in dem eigenthümlichen Schauen der vorhandenen Welt als einer neuen, in den Entdeckungen, die hier in Einzelheiten u. s. w. gemacht werden. Diese kleinen und doch wesentlichen Merkmale müssen bei Uebertragungen Noth leiden.

Es hieße aber die Dialektpoesie zu einer ganz untergeordneten machen, wenn man, wie manche Beispiele zeigen, einen in anderen Kreisen verbrauchten und ärmlichen Gedanken dadurch wieder aufstutzt. Nichts ist leichter als durch Uebertragen von Seelenzuständen aus der raffinirten Culturwelt in die Einfalt des Dialekts eine gewisse Ueberraschung hervorzubringen. Der in der Stadt Heruntergekommene macht durch seinen Aufwand auf dem Land noch einiges Aufsehen. Was sonst platt und alltäglich erschiene, gewinnt durch die liebenswürdig täppische Unbeholfenheit des Ausdrucks einen neuen Reiz. Es giebt zweierlei Arten von Naivetät, die eine, die (ohne den Durchgang durch die Bildung oder nach demselben) nicht viel Federlesens macht, in Wort und That schnell bei der Hand ist und überrascht; die andere, die an gewohnten Dingen wie an erstaunlich Neuem herumtastet und das rechte Wort u. s. w. kindlich mühsam sucht. Beide Naivetäten sind dem Volksdialekt innewohnend, aber nur wenn er bei seinem eigenen Inhalt bleibt.

Wie mit der gemüthlichen Rührung, ebenso leicht macht man sich's auch oft mit der Komik. Wie wohlfeil wird man komisch, wenn man die ausrangirten stumpfschwänzigen Luxuspferde vor einen Dungwagen spannt. Das ist aber eitel nichtige Possenreißerei. Solches Verfahren bringt es nicht weiter als bis auf die niederste Stufe der Dichtung: die Parodie.

Hebel hat die Dialektdichtung als solche hingestellt, die ihren Schwerpunkt in sich hat. Gedanke und Ausdruck entstehen hier mit einander und können nicht getrennt werden.[1] Die aus der Fremde hergebrachten Stoffe wurden, wie bereits bemerkt, ganz zu heimischen verwandelt. Hebel hat daher auch mit Recht die Anmuthung Goethe's, ältere Volkslieder in's Allemannische zu übertragen, unerfüllt gelassen.

Was den oft wiederholten Vorwurf betrifft, daß Hebel die Sprache des Volks zu Loyalitätsäußerungen mißbraucht habe, in dem Gedichte „Der Schmelzofen," da es heißt: „Es leb der Marggrof und sin Hus," so ist zu bedenken, daß dieß Arbeitern auf dem fürstlichen Schmelzofen in den Mund gelegt ist und dieß Hoch Karl Friedrich galt, in das der freieste Mann mit einstimmen mochte. Dagegen wäre zu wünschen, daß

[1] M. Rapp in der angeführten Schrift und Joseph Bader in der „Badenia" haben darauf hingewiesen, wie der von Hebel gebrauchte Dialekt manche Einflüsse aus der Nachbarschaft in sich hat, wesentlich aber hielt er sich an das Gesprochene, und Hebel ward, wie auch Gervinus bemerkt, dadurch abgeschlossener und wirksamer als Voß, der das Lokale verließ und den plattdeutschen Dialekt nach grammatischen Gesetzen ausbildete.

das Gedicht „Die Hauensteiner Bauernhochzeit" zu einem Maskenballe nicht verfaßt worden wäre. Abgesehen von der schulmeisterlichen Wohlweisheit hat es immer etwas Widriges, die naive Sprache und Sitte des Volkes in die Feste auf parkettirtem Boden zu zwängen. Der frische Waldgeruch gehört nicht in den vornehmen Moderduft des Patschuli. Das Volksthum ist ein Heiligthum und kein neues Gericht auf der Genußtafel. Das Volksleben ist nicht zu einer Carnevalsschaustellung da.

Wenn Hebel den Schulmeister zur Fürstin sagen läßt: „s grothe Frucht und Wi nit, bis der wieder in der Nöchi sind un Sege bringet," so ist das eine überschraubte Höflichkeit, die an einen Eingriff in die Rechte der Majestät Gottes streift. Dieses Gedicht gehört aber bereits in jene Periode, da Hebel seine Dichtungen minder zu innerm Selbstgenügen schuf und manchen Einflüssen nicht widerstand. Er gehörte, wie sich noch näher zeigen wird, zu jenen Naturen, die nicht gern Nein sagen, die leichter zu einem Widerspruch mit sich selber, als mit den Anforderungen der Gesellschaft gebracht werden. Daher wohl auch die Verstimmung seiner letzten Lebensjahre, in der auch die Poesie schwieg.

Für die lyrische und epische Dichtung ist der Dialekt vollkommen ausreichend. Dagegen widerstrebt er schon dem Schwung in der höheren Reflexionspoesie. In den Gedichten: „Die Vergänglichkeit," „Der Wächter um Mitternacht," ist es Hebel gelungen, mit großer Meisterschaft das Allgemeinste und Umfassendste in sein

Sprachgebiet zu verpflanzen. Dabei merkt man aber doch in Einzelheiten das Exotische. Wenn der Wächter um Mitternacht die Unruh in der Thurmuhr „den Puls der Zeit" nennt, so ist das ein schönes Bild, aber kein anschaulich volksthümliches, weil hier Wort und Begriff Zeit als solche stehen geblieben sind und sich nicht gegenständlich fassen lassen.

Dem Dramatischen will sich der Dialekt, wie er heute gestellt ist, am wenigsten fügen. Er ist zwar neuerdings vielfach angewendet worden, aber fast ausschließlich komisch oder widerlich sentimental.

Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß im Volk selber der Dialekt nur noch zu Spott- und Scherzgedichten gebraucht wird. Dies wiederholt sich nun in der freien Dichtung. Bei Darstellung des Bauernlebens in seiner Wirklichkeit und der darauf sich erhebenden Poesie kann der Erzähler die Zwischenglieder, die Bänder zwischen Rede und Handlung, mit psychologischem Blick erforschen und in wendungsreicher Sprache der Bildung aufzeigen. Anders beim Drama. Hier müßte man die ganze innere Motivirung im Dialekt kundgeben, wodurch man alsbald den Boden der Wirklichkeit verlassen hätte. Der Bauer und der im Dialekt sprechende Kleinbürger erörtert einen Seelenzustand nur wenig, kurz und knapp. Indem er nun von dem Boden der wirklichen Welt auf die Bretter, die die Welt bedeuten, versetzt wird, muß er nothwendig — soll ein richtiges Verhältniß zwischen Handlung und Rede sein — zu Auseinandersetzungen greifen, die nicht mehr in der Natur des Handelnden liegen, er tritt aus

seiner gewohnten Sprachweise nach Gehalt und Gestalt heraus.[1]

Schiller, der in seinem Tell, und Immermann, der in seinem Hofer einen Bauern zum dramatischen Helden gewählt, halten denselben ideal, lassen uns aber dabei den frischen Hauch aus der wirklichen Welt in der höher getragenen athmen. Wir könnten uns Tell und Hofer im Drama nicht im Dialekt sprechend denken. Die Sprache behält etwas Volksthümliches, schwingt sich aber in die höhere allgemeine.

Ein echtes Volksdrama, wie wir es erwarten und hoffen, wird keineswegs in den Dialekt zurückzugreifen brauchen; ein gewisser pathetischer Schwung, eine ideale Verklärung ist der deutschen Volksthümlichkeit am gemäßesten und die Sprache der höheren Bildung des Kirchen- und Staatslebens die genehme Form.

Daß das Volksthümliche auch das Idealere und Reinere sei, will die fieberisch bewegte Gegenwart auch im Drama nicht anerkennen. Man nennt die schmutzigen Fuselwirthschaften, die sich von Frankreich aus auf unser Theater übersiedeln und da einbürgern: Volksstücke. Da ist nicht einmal mehr ein Humor, der mit der Widrigkeit versöhnt, und während man auch hier das

[1] Hebel hat kein Drama geschrieben, aber eine dramatisch belebte Romanze „Der Bettler" mag dem Obigen als Beweis dienen. Man lese einmal laut das Gedicht und man wird finden, die Antwort des Mädchens, die im Affect das vorher von dem Burschen scherzhaft Gebrachte wiederholt, ist zu sehr ausgeführt; darum hat auch Hebel, dies wohl fühlend, den Ausruf: „mi Friedli isch do" an Anfang und Schluß der Rede gesetzt, da das Mädchen naturgemäß nichts weiter sagen kann.

Laster als ein Unglück, als unverschuldetes Schicksal der Armen darstellt, will man sich vor dem poetischen und moralischen Gewissen mit allerlei praktischen Tendenzen entschuldigen.

In dramatischen Dingen namentlich dürfen wir Deutschen jeden Tag beten: Herr Gott, bewahre die Franzosen vor Ungeschicktheiten und Dummheiten; denn wenn sie sie längst vergessen haben, werden sie uns noch Jahre lang aufgetischt.

Das alte harmlose Volksspiel wird sich wohl nicht leicht wieder erwecken lassen: alle unsere Zustände sind zu tief bewegt und erschüttert, die dramatische Dichtkunst empfindet solches am meisten.

Wie das Volksdrama ursprünglich aus Mysterien, aus Darstellung heiliger Geschichten und andererseits aus Fastnachtsspielen entstand, so sind Tiefsinn und Uebermuth immer die beiden Grundelemente, die hier vorwalten. — Unsere auf Schrauben gestellte Gegenwart kann zu jenem schwer durchdringen und diesen nicht ertragen.

Die nationale und volksthümliche Gestalt und Macht des Theaters hängt wesentlich mit einem großen und öffentlichen Gemeinleben zusammen, in dem das Leben und das freie Spiel der Dichtung sich begegnen, oder wo mindestens die socialen Zustände genugsame Festigkeit zum Aufbau poetischer Gebilde gewonnen haben.

Die volksthümliche Dichtung und die praktische Humanität.

Die Grundzüge der Humanität, in ihrer Allgemeinheit längst anerkannt, fanden sogar hochgestellte

Beschützer, so lang sie in der Allgemeinheit verharrten. Je näher man aber dem wirklichen Leben rückte und hier Bethätigung heischte, um so mehr entfernte sich Gunst und Schutz. Was ehedem blos Verfeinerung des Gefühls und Genuß war, wurde jetzt durch seine Anmuthungen für das Leben unbequem und störsam. Man stellte daher sophistisch das Unumstößlichste in Frage. Man wagte es nicht mehr, offen die Grundsätze der Humanität zu bestreiten; man führte sie im Munde, während man gerade das Gegentheil anstrebte. Man ließ die Grundsätze gelten, aber man bestritt ihre Anwendbarkeit, ihre Verbindlichkeit für das Leben, ohne dabei zu bedenken, daß diese falsche Abstraction von Idee und Leben sich selbst aufhebt, indem eines ohne das andere haltlos und unberechtigt ist. Die Idee ist keine wahre, wenn sie den Gesetzen des Lebens widerspricht, das Leben ist kein wahres und wirkliches und verdient seinen Untergang, wenn es den schöpferisch neu gestaltenden Gedanken nicht aushält.

Man prophezeite aus der Durchführung der allgemeinen Humanitätsgesetze einerseits ein Chaos, andererseits ein nach der Schnur gestutztes jämmerliches Einerlei. Man fand es recht löblich und schön, wenn die Gesetze der Humanität in speculativen Theorien oder überschwänglichen Poesien sich geltend machten, nur sollten diese letzteren — besonders nach Raum und Zeit recht weit weg versetzt werden.

Mit Annäherung der poetischen Auffassung an das wirklich Vorhandene, mit Erfassung des Volksthümlichen nach seiner Erscheinung wie nach seinen

innern Bedingungen ist eine der ersten Stufen thätiger, schöpferischer Humanität betreten.

Habt ihr es erkannt, daß es überall ein inneres Gesetz giebt, das ihr nicht nach euren abstracten Verordnungen modeln könnt; habt ihr gefunden, daß in den Niedergestelltesten dieselben Kräfte walten und die Blüthen des reinen Menschenthums treiben, mindestens so gut als in den äußerlich Bevorzugten, so ist es nicht mehr herablassendes Wohlwollen, sondern eine Pflicht, Jeglichem Raum und Macht zu gewähren, daß er nach Kräften seinen Antheil an der Welt gewinne.

Hiezu genügt aber nicht ein bloßes negatives Zurückziehen, indem man Jeden sich selbst überlasse, ihm nicht hindernd in den Weg trete; die thätige Humanität verlangt die Verbindlichkeit der Menschen unter einander — es müssen neue Lebenseinrichtungen geschaffen werden, die das befreite Dasein heben und tragen.

Eine Zeit lang mag man noch die Consequenz vor sich selbst verhehlen oder gar ihrer spotten; sie wird und muß sich aber Bahn brechen, Denken und Thun zum Einklang zu führen. Wir hoffen und wünschen, daß dies auf friedlichem Weg bewerkstelligt werde.

Es ist unbestreitbar, daß noch zu keiner Zeit die Zustände des sogenannten niedern Volkes so vielfach sich in die Betrachtung der Hochgestellten drängte, wie in unseren Tagen. Wesentlich hat hiezu die Poesie beigetragen. Welch ein gewaltiges Gebiet ist zum Beispiel bei den Engländern durchmessen von Gray's Elegie auf einen Dorfkirchhof bis zu den Darstellungen

von Boz, zu den Korngesetzdichtern u. s. w. Man begnügt sich jetzt nicht mehr mit der bloßen Erregung einer weichmüthigen Stimmung.

Soll nun aber die volksthümliche Dichtung weiter nichts thun, als aus der dem Leben sich anschließenden Phantasie ihre Rekruten in die kämpfenden Reihen des Tages zu liefern? Oder soll die Muse jetzt nur die Saiten rühren, um nach dem letzten Accord die Hand zum Empfang milder Gaben für die Armen auszustrecken?

Ein dichterisches Werk ist kein Bettelbrief, gerichtet an die mit Macht und Besitz Begabten; es muß vom Boden der gegebenen Verhältnisse aus, von eigener Schöpferkraft getragen, sich über das Vorhandene hinausschwingen und in sich selbst seinen Abschluß finden. Ein Dichterwerk ist auch kein Brandbrief, gelegt um zu schrecken oder vorsorgend zu warnen; es kann beides daraus entnommen werden, aber nur mittelbar aus der ganzen Fassung des Lebens in seinen reinen Consequenzen.

Auch auf dem humanitären Standpunkt darf das Wesen der Kunst nicht aufgegeben werden, sie soll das verwirrte und verunstaltete Leben zu seiner Einheit und Reinheit durchführen. Indem sie hiebei sich selbst genügt und ihren ewigen Gesetzen, fügt sie sich mittelbar in die große Arbeit der Welt und ihre zeitlichen Strebungen.

Es giebt viele politische und socialistische Rigoristen, die die Forderung stellen und sie auf Beweise zu stützen trachten, daß in dem großen Processe der Gegenwart

auch die Kunst in die Gantmasse kommen müsse; da heißt es: Ihr sollt und könnt uns keine in sich ruhenden Gestaltungen der Kunst liefern mitten aus dieser ruhelosen, chaotischen oder mißgestalteten Zeit. Ihr müßt heraus aus dem Poetenwinkel, in dem ihr euch eine Welt zurecht macht; es kann kein Kunstwerk mehr geben, das in sich selbst seine Erfüllung hat; der Befreiung des Menschendaseins muß auch die Kunst zum Opfer gebracht werden.

Die Kunst soll der Befreiung des Lebens geopfert werden, und sie ist doch eine der höchsten Erfüllungen des befreiten Lebens! Es soll hier etwas als Mittel aufgebraucht werden, was wieder als Endzweck zu erobern wäre. Ist die Freiheit Gesundheit, so ist Füllung und Entfaltung der Gesundheit die Schönheit nach allen ihren Seiten.

Auch hier trifft der weltliche Rigorismus wiederum mit seinem Gegensatz, dem idealistischen, zusammen: aller Schmuck und alle Zier des Lebens, alle blos für sich geltende Schönheit soll abgenommen und in den Tiegel geworfen werden, um daraus ein materielles oder idealistisches goldenes Kalb zu bilden.

Nur wenige in ihren Endpunkten sich selbst wieder auflösende Dichterwerke entbehren des ethischen Grundzugs, sonst überall macht sich eine bestimmte Weltanschauung des Dichters geltend, so sehr auch die Einzelgestalten und das Ganze für sich leben mögen. Dies ist keineswegs eine oben aufgelegte abstract bleibende Tendenz, sondern gerade das innerste Lebensmark.

Hieher wendet sich auch die neuerdings vielfach

erörterte Frage über politische Poesie. Die Politik kann gewiß mindestens ebenso gut als jede andere menschliche Beziehung Gegenstand der Poesie sein, nur muß sie sich, wie alles zur Poesie Gewordene, über die Rhetorik, über die abstracte Declamation erheben; sie muß die Regungen des Zeitalters mit dem ewig Menschlichen verbinden und zum Kunstwerk gestalten, das mehr ist als ein blos vorübergehendes Culturmoment. Schiller hat das in seiner erhabenen Weise dargethan, die gewaltigsten seiner Dichtungen durchströmt das politische Zeitbewußtsein, oft in prophetischer Weise, und wer wird seinen Gestaltungen die Poesie absprechen wollen?

Die humanitäre Richtung widerspricht demnach auch keineswegs der reinen Kunst, wenn sie es vermag, ihr Princip zum gleichsam unsichtbaren und doch überall wirkenden zu verarbeiten, wenn dies, wie der Schulausdruck sagt, immanent ist.

Es ist dabei nicht zu befürchten, daß aus der humanitären Richtung eine Armenhauspoesie entstehe, der alle freie Schönheit abgeht. Wir in Deutschland namentlich, so ehrlos auch unsere Rechtszustände sind, haben noch so viel unverwüstliche Innigkeit des Volkslebens, es ist noch so viel Sonnenschein, so viel Wiesen- und Waldgrün zwischen die Hütten der Armen gebreitet, daß Herz und Auge sich sattsam daran erquicken mag. Nur soll man sich nicht an diesen allein erfreuen, den herzzerreißenden Jammer und die Noth der Armuth überhören, das Zerfallende übersehen, oder gar als malerisch betrachten. Der Poesie wird und

muß es immer verstattet bleiben, lieber im holden Maien zu weilen, als im starren Winter, lieber die Menschen im Festesschmuck zu Tanz und Spiel zu geleiten, als mit ihnen am Hungertuch zu nagen. Das ist nicht eitle Genußsucht, feige Flucht vor der Wirklichkeit; die Poesie wie die Musik hat ihre reichsten Töne für den Schmerz, sie werden überall hereinklingen, nur sollen sie nicht als bloße Dissonanzen gefaßt werden.

Die Poesie wiederspiegelt die Welt, zunächst ohne andere Tendenz als die, der Wahrheit, das heißt der ewigen, wie sie in den mannigfachen Gestaltungen sich kundgiebt, die Ehre zu geben; die Poesie als solche ist deshalb nicht tendenziös im gewöhnlichen Sinn, die Poesie ist kein Vorspannpferd für allerlei Tendenzen, um den stecken gebliebenen Staats- und Gesellschaftswagen über Berge und durch unwegsame Gründe zu führen; der alte Pegasus hat nebst seinen gesunden vier Beinen, mit denen er auf dem Lebensboden steht, auch noch sein Flügelpaar, mit dem er sich nach Herzenslust frei aufschwingt.

Die Poesie richtet euch eure Schulen, Fabriken, Gefängnisse, Kanzleien ꝛc. nicht besser ein; sie zeigt euch aber das Walten der ewigen Urmächte unter der Oberfläche des Lebens, sie stellt euch Verknüpfungen von Ursache und Wirkung dar, die ihr so anschaulich gewöhnlich nicht erkennt. Aus dieser tieferen Erfassung des Lebens erschließt sich nothwendig die Humanität, die Allgerechtigkeit. Es ist aber nicht Aufgabe der Poesie, aus der freien Composition heraus die Staatseinrichtungen unmittelbar umzugestalten, zu ordnen und zu leiten.

Man kann die Erlösungsbedürftigkeit der modernen Welt erkennen und durch Gestaltungen wach rufen, ohne darum Erlöser sein zu können.

In einer Zeit der Massenkämpfe, in einer Zeit des Friedens, da keine gewaltigen beherrschenden Charaktere auftreten, erschließt sich immer mehr das Bewußtsein, daß das Schicksal nicht mehr von einzelnen durch Bildung und Macht Hervorragenden oder Hochstehenden ausgeht. Man hört so oft klagen, daß es keine großen Männer mehr gebe; umgekehrt sollte man daraus gerade die tröstliche Erkenntniß entnehmen, daß das Durchschnittsmaß größer geworden ist, daß es weniger kleine Menschen giebt.

Auch in dem Lebensdrama, das sich jetzt aufführt, kommt es nicht mehr auf einzelne Heldenspieler, sondern auf das Zusammenspiel an. Die Kunst wird sich noch immer einzelne Charaktere als Mittelpunkt für die Gruppirung wählen und ihnen das Hauptlicht zuwenden müssen, aber auch hierin macht sich bereits das neue Princip geltend.

Die Poesie, die sich dem Leben anschließt, hebt nun nothwendig Charaktere aus der sogenannten Masse heraus, sie als Typen aber mit individuellem Leben betrachtend. Was ehedem blos Staffage war, wird jetzt zum Mittelpunkt, im Leben wie in der Dichtung. Der Chor wird aufgelöst in einzelne Stimmen oder gar als Chor zum Helden gewählt.

Die volksthümliche Poesie hebt Individuen aus jenen Kreisen heraus, die man sonst nur als Gesammtheit zu fassen gewohnt war. Sie zeigt hier die mehr

oder minder vollendete Abgeschlossenheit des individuellen Lebens, seine Hindernisse und Förderungen, die Vereinsamung und Verlassenheit auf der einen und die gewaltsame Gebundenheit auf der andern Seite.

Wie es eine der höchsten Aufgaben der Philosophie ist, der Einigung zwischen dem freien Einzelwillen und dem nothwendigen göttlichen Gesetze, dem Allgemeinwillen, nachzugehen, so stellt sich dies der Poesie concret als die Aufgabe dar, das freie Individuum wieder in seinem Zusammenhang mit Welt- und Menschenleben aufzuzeigen.

Welche Wendungen daraus für das wirkliche Leben hervorgehen werden, wie die freien Vereine u. s. w. Einzelwille und Einzelinteresse mit dem Gesammten versöhnen mögen, das liegt außerhalb des poetischen Bereiches. Die spröde Wirklichkeit folgt keinen vorgreifenden allgemeinen Bestimmungen, und hierin liegt ein tiefes Gesetz. Jede Verwirklichung eines vorher gefaßten Gedankens ist nicht blos dessen materielle Ausführung und Bethätigung, demnach baar und ledig alles innern Lebens und nur dem von Außen überkommenden Gedanken Folge leistend; vielmehr ist mit jeder Bethätigung oder Bewerkstelligung eines Gedankens eine wesentlich neue Schöpfung desselben nothwendig verbunden. Hierin bekundet sich das Innewohnen des Geistes in allem Thun. Darum kann ein nachfolgendes Geschlecht nie die Entwürfe eines vergangenen ganz als solche ausführen. Darum muß jede noch so hohe und in sich abgeschlossene Offenbarung, wenn sie zum Leben wird, zugleich als eine andere erscheinen; ohne dieses

wäre sie nicht dem neuen Leben wahrhaft zu eigen geworden, es fehlte das lebendige Fortwirken des Geistes, die täglich wiederkehrende Erneuerung der Welt.

Die Wirklichkeit bringt daher zu Allem neue, unberechenbare Bedingungen herzu, die mit Beibehaltung des gefaßten Grundgedankens eine neue Schöpfung erheischen.

In dem Wesen der neuen Menschheitsbefreiung liegt es, daß sie nicht mehr Sache eines einzelnen Geistes oder einiger ist, sondern daß die Gesammtheit mit vereinter Kraft das neue Leben bewirken muß. Hier müssen sich dann Ergebnisse herausstellen, die Alles überragen, was ein Einzelner aus sich allein finden mochte.

Hiebei wird es aber immer eine größere oder geringere Zahl Führer geben. Wie bei den Evolutionen großer Heeresmassen die Geübteren u. s. w. heraustreten und vorschreiten, um sodann durch ihre Stellung die Richtung zu bezeichnen, in die die Gesammtmasse nachzurücken und zu ferneren Bewegungen sich anzuschließen hat, so wird es auch im Gebiete des Geistes und des Lebens überhaupt sein. Die Bedeutung und die Zahl der kleinen in die Masse versteckten Führer wird aber immer um so größer werden.

Auf dem vorliegenden Gebiet mag sich bereits als Thatsache ergeben, daß die Darstellung volksthümlicher Zustände — so getrübt sie auch durch Effectmacherei und dergleichen sein mag — unaufhaltsam ist und ihr sonach ein nothwendiges geschichtliches Gesetz zu Grunde liegt.

Mit dem Streben, aus dem Volke heraus sein innerstes Wesen erkennen zu lassen, geht nothwendig auch das hervor, auf dieses Wesen einzuwirken, denn nicht das schlechthin Wirkliche ist Gesetz, sondern das Höhere, in der ewigen Natur Gegründete.

Hieraus ergiebt sich zunächst die Schriftstellerei für das Volk.

Die Dichtung für das Volk,

mit besonderer Beziehung auf Hebel.

Mit dem Streben, aus dem Volke heraus sein innerstes Wesen erkennen zu lassen, geht nothwendig auch das hervor, auf dieses Wesen einzuwirken, denn nicht das schlechthin Wirkliche ist Gesetz, sondern das Höhere, in der ewigen Natur Gegründete.

Hieraus ergiebt sich zunächst die Schriftstellerei für das Volk.

Ich behalte auch hier wesentlich die *Dichtung* im Auge und lasse das, was man im Allgemeinen als *populäre Schrift* bezeichnet, dahingestellt.

Hebels Wirken war auch in diesem Bereich ein vorherrschend dichterisches. Wenn er auch Vieles aus den Naturwissenschaften dem allgemeinsten Verständniß zugeführt hat, wenn auch z. B. seine Erklärung des Weltgebäudes als ein Meisterstück populärer Darstellung betrachtet werden muß, so liegt seine Hauptkraft und Wirksamkeit doch in dem Dichterischen, das er in diesem Bereich schuf und formte.

Die vorherrschende Rücksicht auf das Dichterische schließt hiebei aber keineswegs die Betrachtung der Bildungsinteressen im Allgemeinen aus, vielmehr vermischen sich diese auf natürliche Weise. Wenn bei der Dichtung aus dem Volk der Selbstzweck in erster Reihe stand und erst an ihm sich die Richtung und Maßgebung durch das Allgemeine abnehmen ließ, so tritt hier schon von vorn herein die Bezugnahme für ein Anderes in den Vordergrund.

Die *volksthümliche* und die *volksmäßige*

Literatur ergänzen sich wie Arterien und Venen, jene leiten den Lebenssaft aus dem Herzen, diese führen ihn zurück.

Das Volksthümliche und das Volksmäßige ist daher kein der Wesenheit nach Verschiedenes. Wir müssen es blos, wie das überhaupt mit den Strömungen ein und desselben Seelengrundes geschieht, begrifflich trennen, um jedes in seiner Besonderheit schärfer zu fassen.

Wie wir uns bei der Dichtung aus dem Volk in die Urgründe des dichtenden Subjectes zu vertiefen trachteten, so müssen wir hier vor Allem die Bedingungen des Objectes zu erforschen suchen; wie wir dort die *seelische Innerlichkeit* aufzudecken strebten, müssen wir hier den *geschichtlichen Thatsachen* nachgehen.

Flüchtiger Abriß der höhern und volksthümlichen Bildungsgeschichte.

Die gebildetsten Völker des Alterthums, Juden und Griechen, zeigten ihre Stufe der Erkenntniß in dem Gesammtleben der Nation. Ihre Bildung trieb aus dem innersten Kern des nationalen Lebens und strömte durch alle Aeste und Zweige. Was die Zeit an Weisheit und Einsicht in sich hegte, trat wesentlich als Gestalt des Lebens, als Staatsform, Cultus u. s. w. heraus und mußte nicht erst auf abstractem Weg als Errungenschaft des innern isolirten Menschen gewonnen werden. Was die Nation von ihrem Geiste in Schriften niedergelegt hatte, gehörte nach Inhalt und Form dem gesammten Volk; so bei den Juden die Bibel, bei den

Griechen in ähnlicher Weise die homerischen Dichtungen. Gab es auch bei den Griechen aristokratische Bildungskreise, bei den Juden einen abgeschiedenen Priesterstamm, so trat doch das, was höher stehende Geister über das Vorhandene hinaus, oder es berichtigend, in sich hegten, bei den Griechen in der Debatte und Volksrede, bei den Juden in der prophetischen Verkündigung heraus. Der Mensch sprach zum Menschen, im lebendigen Wort, das nach Gehalt und Gestalt dem allgemeinsten Verständniß nahe liegen mußte.

Was die Griechen später in eleusinischen Mysterien, die Juden in der Tradition hatten, die nur Eingeweihten ertheilt wurden, fällt in die Zeit, da Einzelne sich von der Gesammtheit ablösten, der Stamm des Volkslebens herzspältig wurde und in sich zerfiel.

In der Blüthezeit des jüdischen und griechischen Nationallebens kann von einem populären und höheren Bewußtsein nicht die Rede sein. Die Weisheit und Erkenntniß ergab sich aus den unmittelbaren Gestaltungen der Welt, man lernte in und mit derselben ihren Geist kennen, der nicht von außen eingeblasen war und sich getrennt denken ließ, man hing natürlich mit allen zusammen. Religion, Gesetzeskunde u. s. w. waren keine Wissenschaften im heutigen Sinn, man sah sich überall natürlich mit denselben zusammengeschlossen. Darum waren die Weisen der Griechen, die Propheten der Juden auch Männer aus dem Volk, bestimmten Lebensthätigkeiten hingegeben, nicht blos der Welt entfremdete Gelehrte; ihre Mittheilungen und Offenbarungen durchströmte der Saft und bedeckte die Farbe des wirklichen

Lebens. Und hatte sich je einer zeitweilig auf eine einsame Warte gestellt, so mußte er durch die öffentliche Rede dem Volksgeist und seinem Ausdruck sich hingeben.

Die Römer, deren Bildung keine ursprüngliche war, hatten damit eben keine streng volksthümliche. Vorherrschend der That nach außen, minder der innerlichen in sich abgeschlossenen Entwicklung zugewendet, bilden die Römer einen eigenthümlichen Uebergang zu der neuen Zeit.

In der Bildung der neuen Welt trat ein ganz veränderter Entwicklungsgang ein. Geist und Welt trennten sich, ihre organische Verknüpfung ward aufgelöst. Die neuen Völker sollten den reinen Menschen in sich aufnehmen und ausbilden, ihre besonderen Nationalgeister kamen dabei nicht in Betracht. Der Geist vertiefte sich in sich, wußte und wollte nichts von einem organischen Ergebniß des Lebens, das Allgemeine allein galt, das abstract Wahre stellte sich für sich hin. Religion und später auch Gesetz kam nicht mehr aus der Gestaltung des Lebens, es wurde abstract und von außen empfangen. So kam es denn, daß Religion, Gesetzeskunde 2c. Wissenschaften wurden, die sich nicht mehr als Ergebniß des Lebens fast unbewußt jedem erschlossen, sondern die eine Isolirung der Seele in sich und vom Leben der Außenwelt nothwendig machten. Die Gelehrsamkeit ward ein ausschließlicher Beruf. Der Gelehrte hat keine andere Thätigkeit mehr als seine Wissenschaft, deren Ergründung und Erweiterung. Dazu kam dann in späterer Zeit die Erfindung der

Presse, die die persönliche Mittheilung und unmittelbare Verständigung immer mehr zurückdrängte.

Es baute sich ein eigenes Reich des Geistes auf, mit eigener Sprache und eigenem, dem Volksbewußtsein fremdem Inhalt.

Die Literatur- und Culturgeschichte gingen ihre gesonderten Wege und letztere hinkte oft nur mühsam von ferne nach. —

Aus diesem flüchtigen Ueberblick mag sich ergeben, welche Bedeutung die neuzeitliche Richtung nach einer volksthümlichen Literatur haben mag.

Wir dürfen es nicht beklagen, daß das nationale Organische der alten Völker aufgelöst ist, oder es versuchen, solches in seiner alten Abgeschlossenheit wieder herzustellen. Die Weltgeschichte thut einen Schritt, den sie vorwärts gethan, nicht mehr zurück, und in den Gesetzen, die zu Grunde liegen, offenbart sich eine höhere Weisheit.

Die neueren Völker sollen das allgemein Menschliche in sich ausbilden, dabei aber die volksthümlichen Mannigfaltigkeiten wahren.

Wie man im Ausdruck wiederum zu den Nationalsprachen zurückgekehrt ist, so wird auch der Inhalt immer mehr mit dem gesammten Volksbewußtsein zusammenstimmen.

Die neueren Völker lernen einander in ihren gesonderten Sprachen verstehen und werden nach Innen immer mehr lernen, die fortgeschrittene Erkenntniß einzelner Hochstehender mit der Gesammtheit zu vereinen.

Die Literatur steht aber immer nur in zweiter Reihe, oder wie man es nehmen will, als vorbereitende da.

Der Geist, die Erkenntniß, muß im Leben, in Sitten, Bräuchen, Gesetzen und öffentlichen Einrichtungen dastehen; er soll weniger gelernt und gelesen, als erlebt werden.

Ein großer Theil der heutigen Schriften soll zur Seite gelegt werden, wenn das Leben einst wieder vom Geiste durchdrungen ist, wenn man sich wohlig von ihm umschlossen fühlt; die Menschen sollen sich zu schönen Thaten zusammengesellen, ihre Erhebung und ihre Freude nicht vorherrschend in der Einsamkeit aus den dunkeln Lettern der Schrift herauslesen.

Vorerst aber bleibt uns noch die Schrift.

Dem Weltgeiste steht in der neuen Zeit ein Mittel zu Gebote, dessen unabsehbare Folgen wir kaum ahnen können.

Die Erleichterung des persönlichen Verkehrs ist eine Ergänzung der Presse und eine Rückkehr in die ihr vorangegangenen Zeiten, nur, wie alle aus der Fortentwicklung sich ergebende Rückkehr, reicher und mächtiger. Es wird immer weniger isolirte, weltvergessene Geister geben. Die Einzelnen innerhalb der Nationen wie die Nationen gelangen gegenseitig zu einer Verständigung, wie sie keine Periode der Geschichte aufweist. Wir können kaum ahnen, welch eine Wiedergeburt die Menschheit feiern wird.

Man hat oft behauptet, schon das nordische Klima widerstreite den demokratischen Lebensformen, den ständig wiederkehrenden oder zeitweiligen Volksversammlungen

und dergleichen; durch die Eisenbahnen und was sich darum und daran fügt, können aber Massenversammlungen zu Stande kommen, wie sie das Alterthum nie kannte.

In dem wahren geschichtlichen Fortgang liegt es aber, daß wir dadurch der vorangegangenen Momente nicht verlustig werden, sondern die alten Entwicklungsstufen darin bewahren. So lebendig und persönlich auch die Verständigung und Entzündung der Geister sein wird, wir behalten dennoch die Presse. In ihr wird uns eine Vorerörterung und folgende Erweiterung der persönlichen Berührung bleiben, die stets um so fruchtreicher sein wird, weil sie den frischen Lebensathem haucht.

Wenn irgend je, so ist jetzt die Verständigung des lange isolirt gewesenen höheren Allgemeingeistes mit dem Volksgeiste um so nothwendiger und fruchtreicher.

Vorerst bleibt uns hiefür die Schrift.

Ueber allgemeine Zweckmäßigkeit der Volksschriften und deren Inhalt.

Die naive That ist bei den modernen Völkern überhaupt und bei uns Deutschen fast ganz verloren gegangen; die Erkenntniß geht der That vorauf und das reflective Bewußtsein begleitet sie. Im Alterthum geschah die That wie im Drama so im Leben ohne Schwanken, gewissermaßen durch Naturnothwendigkeit, durch den Rathschluß der Götter. Bei den modernen Völkern herrscht die Reflexion vor. Das Feuer blitzt lange vorher auf, ehe der Donner nachfolgt und oft ist es nichts als sich selbst auflösendes Wetterleuchten.

Das aber ist das unergründete geheimnißvolle Wesen der That, daß sie oft mehr und weniger und anderes wird, als der vorgreifende Gedanke in sich schloß; sie wird wieder unmittelbares Leben.

Wir können keinerlei Vorerörterung abwehren, wir müssen nur streben über die Kritik hinauszukommen. Und leider ist Vieles bei uns oft bis zum Aberwitz erörtert, bevor es ins Werk gesetzt wird.

Es kann daher nicht wundern, daß auch die volksthümliche Literatur in Frage gestellt wird.

Es bedürfte einer großen, geschichtlich begründeten Darlegung, den Zusammenhang der neuzeitlichen volksthümlichen Richtung in unserm Vaterlande mit der alten darzuthun. Ich fühle mich aus Mangel an umfassender Kenntniß nicht zur Lösung solcher Aufgabe geeignet. Auch macht sich ja, wie das Beispiel Hebels zeigen wird, alle Fortbildung doch auch wieder auf individuellem naturtrieblichem Wege, und nicht aus Erkenntniß der Nothwendigkeit. Die Luft der Zeit führt Jedem Elemente zu, die ihn unbewußt in die genetische Entwicklung des Gesammtlebens führen.

Ich wende mich daher blos zur Erörterung einiger in der Gegenwart schwebenden Fragen.

Vor Allem müssen wir die Radicalfragen beantworten: giebt es eine besondere Volksliteratur? Soll es eine solche geben? Muß nicht vielmehr Alles, was wirklich wahr und schön ist, allen Volksgenossen zugänglich und förderlich sein? Liegt in der Bildung der Volksliteratur nicht eine neue Aristokratie?

Die erste Frage beantwortet sich einfach aus der

Geschichte, die thatsächlich beweist, daß diese Erscheinung im Bildungsgang der neuen Geschichte begründet ist. So lange Religion, Wissenschaft und Kunst ein organisches Erzeugniß des Volkslebens sind, werden alle geistigen Errungenschaften nach Gehalt und Gestalt gemeinsam; sobald aber die Bildung sich aus der Abstraction heraus fortsetzt, gestaltet sich eine höhere und eine niedere. Die Aufgabe der Volksschrift ist, jene mit dieser zu vermitteln; der aus dem unmittelbaren Leben erwachsenden Bildung die allgemeinere zuzuführen, an das unmittelbare Leben anzuknüpfen und von da aus höher zu leiten.

So wäre also die Volksliteratur nur formell von der höheren unterschieden? Ihre ganze Eigenthümlichkeit bestünde in der veränderten sprachlichen Gewandung?

Keineswegs. Das, was man dem bloßen Begriff nach die Form nennt, ist in geistigen Dingen zugleich auch eine untrennbar andere Wesenheit. Indem also die Volksschrift die Schönheit und Wahrheit an das unmittelbare Leben anschließt und aus ihm entwickelt, kommen neue, wesentliche Bedingungen hinzu. Keine Kunstform steht mit der Bedingung der Volksmäßigkeit in Widerspruch, aber erst, wenn die Unmittelbarkeit des Lebens durchgeklärt ist, kann man zu Eroberungen aufsteigen, die auf der reinen Höhe des an sich freien Geistes gemacht wurden, und dann ist alles wirklich Wahre und Schöne allen Volksgenossen zugänglich und förderlich, denn es erhob sich vom Lebensboden in seine freie Höhe.

Was aber die Frage der Aristokratie betrifft, so

hängt sie mit jenen Einwürfen der radikalen Faulheit zusammen. Es giebt Viele, die einstweilen nichts thun, weil sie nicht das Aeußerste und Letzte, was ihnen im Sinne liegt, bewirken können. Zur eigenen Selbstbeschönigung erfinden sie dann allerlei verwerfliche Bezeichnungen für diejenigen, die nun einmal die Gegenwart auch für etwas halten, wovon man sich nicht in eitler Großsprecherei zurückziehen darf.

Es giebt Viele, die gar schön von ihrer Liebe zum gesammten Volk, von ihrem Opfermuth für dasselbe reden: aber einmal sich ihrer stolzen Formen zu entkleiden und sei es auch nur ein Kleines den verlassenen Geistern zu bieten, dazu haben sie nicht Liebe und Opfermuth genug. Das ist wohl eher eine Aristokratie.

Andere befürchten auch von einer Volksliteratur eine Verwilderung des Geschmacks, theils aus überfeinem geistigem Hochmuth, theils aus wirklichem Interesse für die Wahrung der errungenen Kunststufe. Ich behalte die letzteren im Auge. Allerdings wäre es traurig, wenn eine Nützlichkeitspoesie überhand nähme, bei der man jede höhere Anforderung der Kunst damit zurückwiese, daß man doch Gutes verbreite und stifte. Dies trifft aber nicht blos die Volks-, sondern jede bloße Tendenzschrift. Die echte Volksschrift kann auch den Gesetzen der Kunst entsprechen, ja sie muß es, weil sie sonst im Geiste des Lesers eine Unbefriedigung zurückläßt, die alles in sich Unfertige erregt.

Das eben ist die besondere Schwierigkeit der dichterischen Volksschrift, daß man bei ihrer Abfassung des vorgesetzten lehrhaften Zweckes vergesse und das volle

Leben walten lasse. Der Volksschrift die Bedingungen der Kunst erlassen, heißt ihre selbständige Bedeutung in sich aufheben, sie aus dem Zusammenhang der Geistesentwicklung ablösen und der geistigen Errungenschaft der neuen Welt verlustig machen.

Es giebt neuerdings viele Bücher, die man die Unglücksliteratur nennen könnte; sie entstehen bei Ueberschwemmungen, Brandfällen und dergleichen, und sind gedruckte Armenbälle und Armenkonzerte. Die Kritik behandelt sie oft mit Schonung, ihres mildthätigen Zweckes wegen. Aehnlich wollen Manche die Volksschrift behandelt wissen, sie sagen: „Seid nicht so streng, seht auf den guten Zweck.“ Gegen solche jämmerliche Bettelhaftigkeit muß Verwahrung eingelegt werden. Die Volksschrift muß den nothwendigen Anforderungen der Kunst und Wissenschaft entsprechen, oder sie genügt auch ihrem sogenannten guten Zweck nicht.

Die Volksschrift besteht weder aus dem Abhub von der vornehmen Tafel, noch ist sie bloß eine für die Noth bereitete Armensuppe. Aus der Fülle des Geistes läßt sich leider die Versöhnung und Schönheit leichter spenden, als aus der äußeren Welt.

Eine andere, nicht vom literarischen, sondern vom Standpunkt des Volkslebens ausgehende Entgegnung hält vor: „Das Volk hat sich, trotz und in Folge gelehrter Entfremdungen, ein eigenes Geistesleben erhalten und fortgebildet; überlaßt die weitere Entwicklung seinem eigenen Leben selber. Warum soll jetzt auch hier im Walde literarisch gepfropft und geäugelt werden?“ u. s. w.

Diesem Einwand stellt sich aber die Thatsache gegenüber, daß selbst in den wilden Wald die Cultur hineingereift, daß auch das ursprünglichste für sich Erwachsende der Vorsorge und Nachhülfe nicht entgeht. Das Volksleben ist längst kein stiller Wald mehr. Das organische in sich gehaltene Leben ist den mannigfachsten fremden Einflüssen eröffnet.

Im Volksgeist haben Schule und Kirche und sodann hauptsächlich das Soldaten- und Wanderleben, Beziehungen eröffnet, die eine Halbheit und Unfertigkeit hinterlassen; die Volksschrift soll diese aufheben und zur Ganzheit und ihrem nothwendigen Endziel führen, die zerstreuten Eindrücke sammeln und in sich abschließen.

Das Bedürfniß des Lesens, das Ausschauen nach fremden Gedanken und Ereignissen ist einmal da, und so soll der entsprechende Stoff näher gerückt werden.

Wie die Gesangvereine, die sich nach und nach auf die Dörfer ausbreiten, zunächst dem Volke seine eigenen, mangelhaft gewordenen Lieder wieder auf die Lippen legen und erst von hier aus auf die neuen Hervorbringungen übergehen sollten, so muß auch die Volksschrift zunächst das im Volk selber liegende zum Klaren ausarbeiten. An der Pflege der Lieder können wir sehen, wie der Gang der Geschichte dem neuen Volksthum Bahnen vorzeichnet. Was sich ehedem von selbst erhielt, wird jetzt aus dem Bewußtsein heraus gestützt; die pädagogische Stütze wird abgenommen werden, wenn einst der Baum wieder erstarkt ist, in sich feststeht und wurzelt. Wie das tönende Lied der bewußten Pflege

bedarf, so auch die stille Gesinnung und Empfindung im Herzen des Volkes.

Wie das Gewohnheitsrecht, als älteste und natürlichste Wurzel alles Rechtslebens, sich fortgebildet und entwickelt hat, wie dies von der Gesetzgebung und weiterhin von der Wissenschaft aufgenommen, tiefer begründet und in seinen Folgerungen erweitert wird, so nimmt die Philosophie und Poesie in der Volksschrift alle Seiten des Volkslebens, das aus sich Entstandene und Entstehende in seiner Berechtigung in sich auf, erforscht die zu Grund liegenden Gesetze und erweitert sie in ideell ungehinderter Folgerichtigkeit.

Von der kleinen begrenzten Umgebung ausgehend, mag die Volksschrift ausschreiten in's Weite, zu Gedanken und Menschen der großen Welt und zu Ruhe und Friede wieder zurückführen.

Hier ist auch das allgemein Menschliche und das Volksthümliche noch dermaßen eins, daß, wie bekannt, unsere alten deutschen Volksbücher fremdländische Stoffe in sich aufnehmen und heimisch machen konnten.

Das eigentliche Stillleben, sowohl in seiner ursprünglichen Umfriedung wie in seiner bereits vollendeten Ueberwindung der Welt ist nur spärlich das Gebiet der Dichtung für das Volk. Die alten Volksbücher geben uns hiefür Maß und Richtung. Sie schicken einen Charakter aus dem Volke in ganz fremde Verhältnisse und zeigen, wie er sich da zurecht findet; oder sie lassen aus den Höhen des Lebens eine Persönlichkeit die Niederungen des Daseins durchdringen. Dort unterordnet sich ein fremdes Leben der gewohnten Betrachtung, hier

wird das eigene Leben von fremder Anschauung umgestellt; beides führt, von verschiedenen Ausgangspunkten kommend, zur Erkenntniß der gewohnten und der fremden Welt.

In vergangenen Zeiten, da sich die Zustände des Lebens noch bestimmter und zusammengehaltener gruppirten, war solche Durchführung leichter möglich, als in unsern Tagen des Individualismus.

Bei der Deutung und Erklärung der großen zeitgenössischen Welt mag man daher leicht dazu kommen, Alles in Einer Schrift abmachen zu wollen. Die Gesetze der Kunst wie die der äußeren Zweckmäßigkeit, die eigentlich eins sind, widersprechen aber solchem Verfahren. Allerdings durchdringen sich alle Richtungen des Lebens, aber bei dem einzelnen Kunstwerke muß das einfache Motiv festgehalten werden.

Man wird in Gesellschaften häufig Menschen finden, die man die Toastverderber nennen könnte. Bringt einen Trinkspruch aus auf eine Richtung oder Person, sie werden alsbald noch etwas hinzufügen, was allerdings auch ein Hoch verdiente, sich aber zu einem besondern eignet.

Solche Toastverderber giebt es auch in der Literatur, zumal in der volksmäßigen; sie zerstreuen in ihrer Unmacht den auf das Eine gerichteten Sinn und zerstören den Eindruck.

Die Welt ist so groß, die Thätigkeit des Lebens so mannigfach, daß man nicht Alles von Einem und auf Einmal erwarten darf.

Die Einfachheit der Motive schließt aber keineswegs

in sich, daß zu den Charakteren nur Eine Farbe verwendet werde, schneeweiß und kohlschwarz und rosenroth; das hat allerdings eine augenblickliche Wirkung, aber keine weitere, denn im Leben vermischen und schattiren sich die Farben.

Helle, frische Lebensfarben sind aber bei Charakteren und Ereignissen in der Volksschrift unentbehrlich; die allgemeine Charakteristik genügt hier nicht. Das Leben zeigt uns hier wieder einen Grundzug. Man wird in den Bürger- und Bauernstuben nur äußerst selten Lithographien und dergleichen finden, die Bilder sind hier immer und vorzugsweise farbenbekleidet, oder, wie man's nennt, illuminirt, oft etwas ungeheuerlich; dennoch erkennt man hierin, daß der Umriß und die Schattirung nicht genügt; man will wirkliche Farben. — Dieß muß auch auf die Volksschrift angewendet werden. Die mehr abstract allgemeine Zeichnung, die eine Ergänzung des Beschauers erfordert, ist hier nicht ausreichend, die Farbe bildet zunächst das Anziehende und erst nach ihr die Zeichnung.

Soll die Volksschrift der Wirklichkeit Maß und Richtung geben, so muß sie auch von der Wirklichkeit ausgehen, nicht nach einem abstracten Schema arbeiten. Die moralischen Kunstgärtnereien mit ihren in Mistbeeten und unterm Glaskasten gezogenen überraschenden Frühgemüsen, die moralischen Musterwirthschaften mit ihren wohlgesäuberten Dörfchen Freudenberg und Friedenthal und dergleichen, mit ihrer Bevölkerung von affectirten Kindernaturen, voll ungesalzener butterweicher Empfindsamkeit, und dem „Vater Ehrenreich,"

dem als Bauer verkleideten Pfarrer an der Spitze, können mit der ganzen Erlogenheit ihres Apparats höchstens den Spott erregen.

Die moralischen Musterwirthschaften können sich nicht aus ihrem eigenen Ertrag gestalten und erhalten. Wie bei den rein ökonomischen die Mittel der Anschaffung u. s. w. in der Regel auf fremdem Gebiet gewonnen und aus ihm herzugebracht wurden, so ist auch in den moralischen Musterwirthschaften der Geist, der sie anlegt und hält, in irgend einem Schulsystem, einer Theorie, aber nicht aus dem Leben gewonnen worden. Wer aber auf das wirkliche Leben einwirken will, muß auch das wirkliche Leben fassen und auf sich stellen.

In vergangenen Zeiten hegte man das Ideal einer Prinzenerziehung; später wurde und wird vielfach alle Hoffnung auf die studirende Jugend gesetzt; es ist nicht mehr als billig, daß man einmal auch von unten auf anfange. Das gesunde Völkerleben geht nicht allein von den Studirten aus, es muß ein Ergebniß des gesammten Bürgerthums werden. Die höchste Bildung wird von der populären nicht aufgewogen. Die Volksschrift kann mit ihren einfachen, nicht geistreich aufgestutzten Wahrheiten auch wieder zurückwirken auf manche verfeinerte Kreise. Es giebt manchen Don Ranudo von und zu Geistreichenheim, dessen leerem Magen das einfache Schwarzbrod des Landvolkes gar sehr zu statten kommen wird, wenn er sich auch den Anschein giebt, es nur kosten zu wollen, um zu erproben, mit was sich das „niedere Volk" nährt.

Wie die Religion schlicht und einfach Allen werden muß, wie in ihrem Innersten etwas Fremdes und Ungehöriges ist, wenn sie das nicht zu werden vermag, esoterische bevorzugte Geister in Anspruch nimmt; so muß auch die Selbständigkeit des Geistes Allen werden. Ein Zustand der Dinge, der dieses nicht verträgt, und sich demzufolge dagegen stemmt, ist eben damit ein von Gott, dem ewigen Geiste, verworfener, unrettbarer. —

Aus dem Inhalt der volksthümlichen Schrift ergeben sich auch die Bedingungen der volksthümlichen Sprache.

Die volksthümliche Sprache nur bei freien Völkern und durch die freie mündliche Rede.

Mit Berufung auf die oben dargelegte Skizze der alten Bildungsgeschichte mag die Behauptung feststehen, daß ohne persönlichen, lebendig freien Verkehr, ohne Volksversammlung keine wahrhaft volksthümliche Sprache möglich ist.

Franzosen und Engländer, die sich in einem freieren Staatsleben bewegen, mögen dies auch in neuerer Zeit beweisen. Sie haben eigentlich keine so getrennte volksthümliche Literatur und namentlich keine sogenannte populäre Sprache. Alles ist, wenigstens sprachlich, für die ganze Nation geschrieben.

Wohl sind ihre Sprachen schon dadurch allgemein verständlich, weil sie, der reinen Ursprünglichkeit ermangelnd, nicht neuer Schöpfungen fähig sind; sie sind dadurch minder subjectiv, stehen allgemein fest. Das Gemein-

verständniß, das durch die Dialekte hindurch eine gewisse Ausdrucksweise für sich erlangt hat, erhält sich aber hauptsächlich durch die Theilnahme Aller an den Staatsverhandlungen. Jeder nach Einsicht, Bildung und Bethätigung Strebende liest die Verhandlungen der Volksabgeordneten, oder tritt in die Schaaren Derer, die eine allgemeine Berathung angesetzt haben. Der durch Wissenschaft und Talent Höherstehende hört die Männer aus dem Volk selber reden, kennt ihre Gesichtspunkte, ihre Ausdrucksweisen, von diesen ausgehend führt er sie dann mit sich hinauf, ohne daß er sich ein fremdes ungewohntes Sprachgewand anlegen muß. Er muß sich dann aber auch sagen: Das, was du hier nicht zum Verständniß bringen kannst, muß in seinem Ursprung etwas Fremdartiges oder Unklares haben.

Hier tritt dann dieselbe Wechselwirkung wieder ein, die wir bei den Propheten der Juden und den Volksrednern der Griechen gefunden haben. Man steht wieder unmittelbar persönlich einander gegenüber, indem der Mensch zum Menschen spricht.

Man ist in neuer Zeit allerdings von der Sprache der gelehrten Republik wieder zur Nationalsprache zurückgekehrt, aber es ergeben sich überall die Merkmale, daß diese in den letzten Jahrhunderten nicht im freien, unmittelbaren Leben, sondern in Studirstuben und Büchern aufwuchs.

Frühlings Anfang ist vorbei, draußen in der lebendigen Natur prangt Alles in würziger Blüthe, nach den wetterdeutigen Pancratius und Servatius ziehen auch die exotischen Pflanzen hinaus unter den freien

Himmel und sie gewinnen hier, von der Sonne angestrahlt und in den freien Strömungen der Luft frischeres Grün und lebendigeren Trieb, wie sie nimmer in luftgeheizten Räumen und hinter Glaswänden finden konnten....

Wir haben in Deutschland hauptsächlich nur eine Seite der öffentlichen Rede: die Predigt. Durch diese ist in mancher Beziehung eine höhere Ausdrucksweise im Volke allgemein verständlich und gäng und gäbe geworden. Theils mit Absicht, theils ohne Bewußtsein sind daher viele deutsche Volksschriften in den salbungsvollen Ton der Predigt verfallen, deren Stichworte allerdings nicht ohne Wirkung sind.

Ich werde im Verlauf dieser Schrift noch hierauf zurückkommen. Hier, wo es sich mehr um das Formelle handelt, mag nur hervorgehoben werden, daß der Predigt das Belebende durch die Gegenrede fehlt, wodurch der Volksgeist sich mit Gehalt und Gestalt des Gegebenen zurecht setzte und verständigte. Formell ließe sich aus der Predigt noch entnehmen, daß das öftere Vorsetzen des Zeitwortes an den Anfang des Satzes statt an den Schluß eine innere Berechtigung hat. Diese Abweichung von dem lateinischen Satzgefüge kommt nicht blos aus der Annäherung an den Bibelton, sondern die mündliche Rede bedingt ihn vielfach, indem sie erfordert, kurzweg und kecklich auf das Wesentliche loszugehen und die Aufmerksamkeit auf die darauf folgende Substantiva zu spannen.

Die volksthümliche Sprache in umfassenderer Bedeutung erwächst nur in freien Volksversammlungen.

Hier ist es am Orte, das was der denkende einsame Geist aus sich auferbaut und in wissenschaftlichen Gebäuden fest gegründet hat, zur wohnlichen Stätte für den Volksgeist einzurichten; hier allein ist es gegeben, daß der Volksgeist das ihm nach Form und Inhalt Aufgedrungene abstoße.

Zu Zeiten findet man noch, daß ein stiller Bursch beim Tanz hinaufsteigt auf die erhöhte Bühne zu den Spielleuten und er pfeift ihnen eine Weisung vor, die ihm schon lang im Sinne gelegen, bis sie sie inne haben. Wie hebt und spannt sich in Lust dann sein ganzes Sein, wenn die still gefundene Weisung nun von allen Instrumenten, von jedem nach seiner Art und doch gemeinsam heraustönt. Das ist eine Freude, wenn man sich so nach der im Innern gehegten Melodie frei bewegen kann und die Freunde rundum mit . . . .

Ist es eitel Traum und Hirngespinnst, wenn man hofft, daß es auch einmal im Reiche des Gedankens so sein kann? Daß nicht immer vom Blatt und nach fremden Noten gespielt wird, sondern auch einmal wie es im eigenen Gemüthe klingt? . . .

Vereinzelte Reden aus den vereinzelten deutschen Volkskammern dringen auch bereits ins Volk, sie sind aber, da sie nur zur Verständigung unter den Abgeordneten dienten, nicht wesentlich von der volksthümlichen Fassungskraft bedingt.

Wenn ich die Gestaltung des volksthümlichen Ausdrucks in der mündlichen Rede suche, so bin ich weit davon entfernt, die oratorischen Werke als volksthüm-

liche Schriften zu betrachten; diese sind gerade am wenigsten dem entsprechend und männiglich weiß, wie manche hinreißende Rede im Druck matt und hohl ist. Für die Schrift soll hier blos das geltend gemacht werden, daß sich das Geschriebene leicht laut lesen lasse, daß die Erzählung den Charakter des mündlichen Berichts behalte; am rechten Orte eingeschaltete Fragen sind hier wie bei der mündlichen Rede von guter Wirkung, indem sie zur Selbstthätigkeit anregen. Das Volk liest laut oder auch leise mit dem Mund, und nicht blos mit den Augen. Weder die aus dem Lateinischen herübergenommene, in einander gefugte Satzbildung, weder der sogenannte wissenschaftliche Periodenbau, der alle Seitentaschen mit Unter- und Nebenbegriffen vollgestopft hat, noch die kurze, hastig abgekappte Satzbildung, die das Zeitungswesen neuerdings aufgebracht hat, ist hier am Orte.[1]

[1] Daß die freie mündliche Rede nicht nur in Aufnahme von Wörtern, sondern auch im grammatikalischen Gebrauch der gewohnten, Neues allgemein festsetzen kann, zeigt sich schon bei der Rede in den Volkskammern. Das öffentlich mündliche Gerichtsverfahren konnte bis jetzt nur vereinzelt wirken. Bezeichnungen wie: Belastungs- und Entlastungszeugen ꝛc. sind nur am Rhein allgemein gebräuchlich. Die Kammerreden dagegen werden durch den Druck weiter verbreitet. Ich beanspruche, beantrage, verausgabe, beanstande, bevorworte und dergleichen fällt schon nicht mehr auf; hier wurde durch neue Vorsatzsylben geholfen. Es wurde, so viel ich weiß, zuerst von Rotteck durchgeführt, daß man sagt: ich anerkenne u. s. w. statt des frühern: ich erkenne u. s. w. an. Dies könnte auch bei andern zusammengesetzten Zeitwörtern in Aufnahme kommen, wie bei hochachten, geringschätzen, entgegenhalten, andeuten u. s. w. Wir haben zusammengesetzte Zeitwörter, deren Trennung oder beibehaltene

Unseren jetzigen Verhältnissen gemäß ist der Begriff einer volksthümlichen Sprache nicht allgemein festzustellen; die Bildung der Zeit und des Landes setzen allerdings gewisse äußere Grenzen, das Individuelle bleibt aber auch hier maßgebend. Wir Deutschen sind ja überhaupt in Ausbildung des Individuellen, mit seinen Vortheilen für das rein Menschliche und seinen Nachtheilen für das staatlich Gemeinsame, am weitesten voraus. Es kommt jetzt nur darauf an, in wie weit der Schriftsteller mit der Empfindungs- und Ausdrucksweise des Volkes eins ist. Dieß läßt sich bis jetzt nicht in großen massenhaften Kundgebungen erkennen, sondern muß im Einzelnen zusammengesucht werden.

Einzelnes über die volksthümliche Sprache, deren Hindernisse und Förderung.

Durch die Vermischung von Volks- und Kinderschriften ist man auch vielfach zu dem falschen Verfahren

Verbindung neue Begriffsschattirungen oder ganz andere Begriffe geben, wie: durchschauen, übertreten und dergleichen, hier bleiben natürlich beide Formen; bei den übrigen aber bedarf es nur der Gewöhnung, um sie passend zu finden. So ungefüge dies auch anfangs scheinen mag, es wird sich doch bald mundgerecht machen. Statt daß wir durch Trennung des Zusammengesetzten bisher das Abgelöste im Hinterhalt bewahren und mühselig nachschleppen mußten, könnten wir dadurch die Erhöhung einer Sprachschönheit gewinnen, deren wir bis jetzt in der mündlichen Rede ganz verlustig wurden.

Schon aus diesem kleinen Beispiel mag man ersehen, wie ganz anders sich die Sprache durch das lebendige Wort bildet, als wenn sie blos für das Auge und die stummen Zeilen gehalten ist.

gelangt, sich im Ausdruck herabzustimmen und ganz die Redeweise des Lesers, den man sich denkt, zu wählen. Wie aber schon diejenige Kinderschrift die Kleinen anwidert, die sich auf läppische Weise in ihre unbehülfliche Sprache hineinzwängt, so noch weit mehr und mit größerem Rechte das Volk. Man braucht nicht zu stottern und allerlei Theile auszulassen, um sich einem schwer Hörenden und Sprechenden verständlich zu machen; dieser versteht gerade den am besten, der am vollsten und rundesten spricht. Die Volksschrift muß auch das mit dem Volkslied gemein haben, daß sie wie dieses nicht unmittelbar für die stummen Zeilen des Drucks aufgenommen sei. Wie das Volkslied zuerst gesungen und spät erst aufgeschrieben wurde, so muß auch die Volksschrift gewissermaßen erst mündlich erzählt und dann erst aufgezeichnet werden. Dadurch wird sie auch um so geeigneter, laut gelesen zu werden, wie meistentheils geschieht. Auch ist nicht nöthig, daß Alles gleich beim ersten Lesen so plan und platt sei, daß keine Nachlese mehr gehalten werden kann; gerade diese erfreut am meisten, weil sie die Thätigkeit des Suchens und die Ueberraschung des Findens gewährt. Im Volke wird eine Geschichte mehr als Einmal gelesen, und da ist es gut, wenn man davon noch eine besondere Ausbeute hat. Diese wird aber nicht dadurch für den glücklichen Finder versteckt, wenn man — wie namentlich häufig die Herren Pfarrer thun — auf jedes Hauptwort eine ganze Meute von Beiwörtern hetzt; die Bezeichnung der Spur genügt.

Sehr häufig, wenn man mit einem Menschen

fremder Zunge die eigene Sprache spricht, sucht man durch Schreien und Radebrechen sich verständlich zu machen. Gleicherweise glauben Viele, die durch die Schrift zum Volke reden, die Worte für ein und dieselbe Sache häufen und noch mit zentergewichtigen Beiwörtern belasten, oder andererseits radebrechen zu müssen. Die Volkssprache ist aber keine fremde Sprache, es sind dieselben Worte und Zeichen, nur ursprünglicher und von der Anschauung ausgehend.

Wie bei der Dichtung aus dem Volk manche ausgeprägte gangbare Begriffe und Ausdrücke wieder eingeschmolzen und flüssig gemacht werden müssen, so noch weit mehr in der Schrift für das Volk. Wir glauben zum Beispiel volksthümlich zu reden, wenn wir von „Gedanken, Gefühlen, Empfindungen, Bestrebungen" u. s. w. sprechen. Volksthümlich aber ist es nur, wenn wir die Sache auf die oder von welcher diese Seelenzustände ausgehen, anschaulich vorführen und dabei sagen, „nun denken, fühlen" u. s. w. wir.

Das von anderweit fertig Ueberkommene muß hier in seine ursprüngliche Entstehung zurückgeführt werden. Ein gesunder Takt muß davor bewahren, Abgedroschenes wie eine neue Ernte zu behandeln.

Es ist noch nicht lange, seitdem in der Literatur die Mode abkommt, die natürlichen Haare wie eine Perücke aufzustutzen, das Alltäglichste in hohe Redensarten einzumummen, von denen man nicht lassen zu können glaubt und ohne welche allerdings die Blößen sich schneller kundgeben würden. Wie leicht lassen sich Phrasen hin und her drehen; aber in einfacher Sprache

zeigt sich schnell, was Einer zu bieten hat. Seitdem alle Wissenschaft sich dem Leben näher anschließt, verliert sich auch die Zigeunersprache der Katheder weisheit mehr und mehr. Die lebendigsten Wahrheiten erstarren leicht zu Formeln, mit denen die Nachbeter groß thun wie mit selbst gemachten Eroberungen. Muß man diese aber im Leben umsetzen, so ergiebt sich bald, in wie weit das Angeeignete auch ein Eigenes geworden. Alles das ist von unberechenbarem Einfluß auch auf die volksthümliche Sprache und Schrift. Es wird und muß immer Erörterungen geben, die weit über das sogenannte volksthümliche Bewußtsein hinausragen, die schon von vornherein auf einer erhöhten Stufe beginnen und deren Ergebnisse nur vereinzelt und auf Umwegen in das Volksbewußtsein zurückkehren; je klarer und bestimmter sich solche aber bewegen, um so rascher und ersprießlicher ist ihre Rückkehr in's Leben.

Vielfach geltend ist auch die Ansicht, daß die erste Bedingung einer volksthümlichen Sprache ihre Reinigung von Fremdwörtern und Kunstausdrücken sei. Gewiß muß das Bestreben dahin gehen, rein deutsch zu schreiben, aber wir können nur nach und nach dahin gelangen. Wie die Sachen heute stehen, ist durch das Staatsleben mit seinem fremden Rechte und schriftlich geheimen Verfahren, durch das Militärwesen, durch Schule und Kirche, eine solche Masse von Fremdwörtern und Kunstausdrücken in der Alltagssprache umgesetzt worden, daß wir mit heimischem Ausdruck geziert, unverständlich und willkürlich werden. Die theoretische

Sprachreinigung ging namentlich darin zu weit, daß sie alle Schattirungen eines Begriffes oder Merkmale eines Gegenstandes mit in den bezeichnenden Ausdruck aufnehmen wollte; dadurch entstand jene lächerliche Häufung, die den Gegnern leichte Waffe zur Verspottung in die Hand gab. Die Reichhaltigkeit unserer Sprache, die für jede Schattirung eines Begriffes u. s. w. ein eigenes Wort hat, sowie die Fortbildungsfähigkeit des vorhandenen Sprachschatzes, gerade diese Vorzüge erschweren uns die feste Gestaltung einer volksthümlichen Sprache. Es ist aber nicht nöthig, daß in Einem Wort alle Nebenbegriffe mit ausgedrückt seien; laßt es nur gäng und gäbe werden, es wird sich sein Gebiet schon behaupten.

Es giebt, wie für das Auge, so auch für das Ohr gleichsam eine Mode. Gleichwie manche körperliche, so erscheint uns auch nach und nach manche geistige Gewandung nicht mehr so auffällig; es kommt nur darauf an, daß man mit Naturgemäßem und Schönem nicht vereinzelt dastehe, sondern Viele sich zu dessen Gebrauch zusammenthun und anschließen.

Wäre von der Schul- und Kanzleiweisheit etwas Unselbstisches, wahrhaft Volksthümliches zu hoffen, so wäre es hier gegeben, die Reinheit der Sprache vielfach festzusetzen; aber auch hier tritt neben dem vornehmen Dünkel die staatliche Trennung in den Weg: während in Süddeutschland etwas im Abstreich versteigert wird, hat man am Rhein und im Norden den Soumissionsweg, während man in Süddeutschland vergantet wird, kommt man im Norden in Concurs, die süddeutschen

Volkskammern verweisen eine Petition an die Commission und die norddeutschen an eine Deputation u. s. w. u. s. w.

Man hat es versäumt, zum Nachtheil für das Volksthum und dessen dichterische Fassung, neue Erscheinungen alsbald mit heimischen Lauten zu bezeichnen, wie zum Beispiel Locomotive und dergleichen und wir müssen noch froh sein, daß man bei der Abfahrt nicht all right ruft, den reisenden Herren Engländern zu Gefallen, u. s. w. u. s. w. Und unsere aberwitzige sogenannte vornehme Welt dünkt sich um so sublimer und exclusiver, jemehr sie die banalen Phrasen der bourgeoisie evitirt und fremdes Kauderwelsch in ihre sociale Conversation melirt.

Es ist schon anderweit bemerkt worden, daß diese Fremdsüchtelei ein trauriger Charakterzug in unserm Vaterlande ist; denn bei keiner andern Nation der Welt gilt man für vornehmer, wenn man ausländisch ist. Aus der Höhe der Societät sind denn auch schon manche Früchte in die niedern Gebiete herabgefallen und es giebt manchen Dandy und Lion im Bauernkittel, der, wenn er Geld im Sack hat, statt des gemeinen „Guten Tag" euch ein vornehmes „Buschur" zuruft, und der Tailleur im Norden und am Rhein fährt sich geschmeichelt durch die Locken, wenn ihm der Markör beim Billardspiel vorzählt: Pojeng a Pojeng.

Gerade was ein Vorzug der deutschen Sprache ist, hat es dahin gebracht, daß die raffinirten Cercles es mauvais genre finden, sich ihrer zu bedienen. Ihr

könnt es oft hören: die deutsche Sprache (die reichste von allen) habe nicht Distinctionen und Nuancen genug. Allerdings heißt im Deutschen der Roué ein Wüstling, der Blasé ein Verlebter, der Flaneur ein Strolch oder Pflastertreter u. s. w. u. s. w. Die deutsche Sprache ist ehrlich grob, sie will nichts von der socialen Schönfärberei, sie hängt dem Laster kein interessantes Mäntelchen um. Und das ist gut. Völker und Zeiten müssen in sich zerfallen, wenn ihre Sprache den sittlichen Halt verliert, oder gar das Faule und Hohle beschönigt. Darum halten wir fest an der Aufrichtigkeit unserer Sprache, wenn sie auch Manchen scharfrichterisch und grob dünken mag. Volksthümliche und sittliche Beweggründe erheischen das.

Die Zeitungspresse hat hier und dort mit gewissenhafter Strenge Gutes zu wirken begonnen, aber wer weiß nicht, wie es mit dem Deutsch bei manchen Führern der Journale aussieht; und so lange unsere deutschen Zeitungen wesentlich ausländische sein müssen, indem man über die inneren Angelegenheiten des Vaterlandes kein rechtes Wort sagen darf, so lange werden sich's die Uebersetzer leicht machen und manches frische und freie Wort muß zurückgehalten werden, weil es sich der Bevormundung entzieht.

Ich komme hiemit auf das wesentlichste Hinderniß einer volksthümlichen Sprache: die Censur. Der körnige Ausdruck, der den Gegenstand rund heraus packt, das Ding beim rechten Namen nennt, wird durch die Censur verdrängt. Das Starke, Feste muß abgeschwächt und verdünnt, die frische Blüthe des Lebens zu einem

verkochten Absud verwandelt, das Handfeste breiig gemacht werden. Man darf keinen wirklichen Gegenstand, keine Thatsache, keinen Charakter frisch herausgreifen, und was auf ein bestimmtes Einzelnes gemünzt ist, was ein kenntlich bezeichnendes Gepräge haben sollte, muß zum Allgemeinsatz eingeschmolzen werden. Einem Allgemeinsatz stellt man viel weniger nach, als wenn man dem wirklichen Leben geradezu auf den Leib geht. Das Wesen des Volksthümlichen, des individuell Durchgearbeiteten und Neugewonnenen ist aber: vom Einzelnen, Bestimmten, zum Allgemeinen aufzusteigen, während wir es jetzt meist den Lesern überlassen müssen, die allgemeinen Recepte auf ihre besonderen Zustände anzuwenden und solche allein zu erkennen. Das erheischt aber eine Bildung, wie sie noch auf keine Weise vorausgesetzt werden kann.

Neben Verallgemeinerung der Gedanken ist man noch oft dazu verdammt, die offensten Ansichten zu verlarven, den redlichsten und aufrichtigsten eine abschreckende Teufelsmaske vorzubinden, damit man unter dem Schein der Bekämpfung wenigstens eine Erörterung anregen dürfe. Traurig, wer sich im Bewußtsein der guten Absicht dazu verleiten läßt, sich selbst und die von ihm ausgehende Wahrheit zu entweihen.

In der Schrift, zumal in der volksthümlichen, sollen wir uns dem Sprechen nahe verhalten. Nun nistet sich aber das Bewußtsein der Bevormundung in die Seele, oft noch bevor der Gedanke geboren, und mitten im Schreiben schaut uns oft die Polizei über die Schulter weg zu. Wir wollen keine Gelegenheit zum Streichen geben,

weil die Streichlust weiter hineinfährt und Stellen vernichtet, die ohne ihren sträflich angesehenen Nachbar frei ausgegangen wären. Wir lernen im besten Fall die Kriegskunst, aber nicht die im offenen Feld, sondern die Kriegskunst der Schmuggler, mit ihren Schleichwegen und Kniffen.

Wir können kaum mehr ermessen, welche Gedanken und welche Sprache wir gewonnen hätten, ohne daß das Bewußtsein der Bevormundung vor und in uns gesetzt wäre.

Es war nicht unnöthig, dies hier auszusprechen, um manchen vertrauensvollen Humanitätsfreunden (ich sage absichtlich nicht Volksfreunde, weil solches einen ungehörigen Hochmuth voraussetzt) darzuthun, daß wir die volksthümliche Schrift und Sprache erst mit und in der Freiheit gewinnen werden.

So lange die Humanität auf abstractem Boden in Erörterung der Principien stand, fand sie hochgestellte Gönner und Förderer; jetzt, da sie hinaustritt ins Leben und nicht umhin kann, manches lieb Gewordene und hoch Gehaltene zu verletzen oder anzugreifen, jetzt muß sie sich Schritt für Schritt durch Hindernisse hindurchschlagen.

Selbstmörderisch wäre es aber doch, in eitler Lässigkeit jetzt dem Volke das vorzuenthalten, was man ihm zu bieten vermag. Wir müssen unter ehrlosen Verhältnissen die innere Ehre wach erhalten, in uns und anderen.

Es sind aber auch nicht immer der thatsächlichen Gewalt gegenüber stehende Gedanken, die wir zurückhalten müssen; es wäre auch Aufgabe der Wahrhaftigkeit,

manches im Namen der Freiheit auftretende zu bekämpfen. Die lange mit dem tiefsten innern Widerspruch ertragne Bevormundung hat es dahin gebracht, daß alles der äußern thatsächlichen Gewalt Mißliebige vorweg und unbesehen als das Freie, auf das Volkswohl Abzielende gilt.

Solche innerste Auflehnung der Gemüther, solche Auflösung und Verwirrung hat die unberechtigte Bevormundung zu Stande gebracht. Sie allein hat es zu verantworten. Es giebt ganze Richtungen, die den Schutz der polizeilichen Verfolgung genießen; wir müssen sie unbekämpft lassen, weil ihnen die rohe Gewalt auf dem Nacken sitzt; wir wollen nicht Handlanger der Polizei sein, uns nicht durch einen Gnadenblick beleidigen lassen. Die polizeiliche Verfehmung hat vieles Verdammungswürdige dem zuständigen Richter entzogen; dieser Richter ist einzig und allein der Volksgeist und der allgemeine Geschmack. Wäre das Wahlfeld offen und frei, wären den Bekämpften nicht die Hände gebunden, wir würden in offener Sprache den offenen Sinn des Volkes gegen sie aufrufen. Nun aber müssen wir manche Verwirrung und geistige Falschmünzerei gewähren und selbst in die Volkskreise dringen lassen, weil wir den Beistand der rohen Gewalt nicht zur Seite haben wollen.

Ein lebendiges volksthümliches Geistesleben und eine volksthümliche Sprache ist nur in der ungehinderten Oeffentlichkeit und Freiheit möglich, dort allein kann sich zeigen, wer den Geist des Volkes kennt und die Sprache seines Geistes spricht.

Die deutsche Volksschrift muß dichterisch sein. — Eine Maßgabe der volksthümlichen Musik.

Der Grundzug des Dichterischen muß in Sprache und Inhalt unserer Volksschriften vorschlagen. Die gegenseitige Bedingung von Sprache und Inhalt tritt hier wieder hervor.

Es mag vielleicht sonderbar erscheinen, dünkt mir aber doch wahr, daß unter unserm Volke die Aufnahme des Allgemeinen, das Abstractionsvermögen, weit weniger durch alle Volksschichten verbreitet ist, als zum Beispiel bei dem minder geschulten englischen. Die Theilnahme am Staatsleben und dessen Verhandlungen giebt einerseits diese Fähigkeit, andererseits pflanzen die freien Staatsformen von selbst eine Menge Gemeinbegriffe in die Seele, die auf dem Weg der Lehre und Schrift nur mühsam zu erlangen sind. Wenn wir die Schriften von Channing lesen, so müssen wir staunen, daß solche zu hunderttausenden in England und Nordamerika verbreitet sind. Solche Allgemeinheiten könnten unter uns bei der großen Masse nirgends recht eingreifen, weil die Voraussetzungen fehlen, weil wir die Begriffe von Menschen-, Bürger- und Nationalwürde erst katechetisch zu entwickeln hätten, während sie der Engländer und Amerikaner aus dem Leben lernt.

Hienach gestaltet sich die besondere Aufgabe unserer volksthümlichen Entwicklung: mit der Thatkraft und Erkenntniß zugleich auch die Innigkeit des Gemüthslebens, die sinnige Weltbetrachtung, die frei spielende und abenteuernde Phantasie sich entfalten zu lassen.

Das Verdammungsurtheil über Räuber und Ritterromane und dergleichen in weitesten Kreisen beliebte Schriften ist leicht ausgesprochen. Man sollte aber aus der vorhandenen Thatsache die Lehre entnehmen, daß der deutsche Volksgeist für seine dichterische Begabung eine entsprechende Anregung erwartet.

Es ist in allen Dingen ein verkehrtes Verfahren, Jegliches, was nicht in ein bestimmtes Moralsystem paßt — die ganze volle Menschennatur mit ihren Neigungen und Leidenschaften — als schlechtweg verwerflich zu betrachten, um dann, wie sich Spinoza ausdrückt, sie zu beklagen oder zu verspotten. Vielmehr muß man den individuellen Gestaltungen der Menschennatur mit ihren Neigungen und Leidenschaften dadurch gerecht werden, daß man zu ihrem innersten noch nicht in der Ausartung begriffenen Wesen vordringt und hier die gesetzmäßige Bahn der Bethätigung und Befriedigung eröffnet. Die Besonderheiten werden dadurch zu schönen Blüthen einer innern Kraft.

Dies zeigt sich auch hier beim Volksschriftenwesen.

Das maßlos Abenteuerliche, das Ungeheure, Ausschweifende, wird nicht durch moralische Musterwirthschaften voll honigsüßer Unschuld verdrängt, so fein und zierlich man diese auch herausputzen mag. Nicht durch augenverdrehende, händedrückende Betbrüderei wird das Mißliebige verdrängt, sondern dadurch, daß man lebensvolle Dichtungen von harmlos heiterm, wie von sittlich ernstem Geist durchdrungen dafür an die Stelle setzt. Der literarische Schnapps aus ausländischen wie aus den heimischen Brennereien wird nicht durch

Enthaltsamkeitspredigten verdrängt, sondern dadurch, daß man ein anderes Getränke bietet, das erwärmt, bei dem man lustig sein und die Trübsal des Tages auf eine Weile vergessen kann.

Das Ueberspringende, Abenteuerliche, ja sogar das Phantastische sind nothwendige Elemente der deutschen Volksschrift; denn die reiche Phantasie des Volkes geht gern wie der Mann im Mährchen auf Reisen, um etwas zu finden, daß es ihn „grusele."

Wie verträgt sich nun der dichterische Charakter mit der Tendenz, in der doch eine wesentliche Lebenskraft der Volksschrift beruht?

Ich habe bereits mehrfach darauf hingewiesen, daß es streng genommen eigentlich gar keine tendenzlose Poesie giebt; was man als der Poesie widerstrebend betrachtet, ist nur die tyrannisch einseitige Tendenz, in der die Mannigfaltigkeit des Lebens, das abgespiegelt werden soll, untergeht. Der Dichter schafft aus sich heraus und stellt Gestalt und Gedanken ohne einseitig bestimmten Zweck dar; indem er aber Gestalt und Gedanken aus seiner Weltanschauung heraustreten läßt, erregt er unmittelbar zu gleicher Betrachtungs- und Empfindungsweise, wenn er nicht geflissentlich wiederum sich selber negirt.

Musik und Poesie sind die ursprünglichsten und, wie man es nennt, populärsten Künste. Was in anderen Darstellungsweisen, auch bei der allergrößten Einfachheit, noch immer auf engere Kreise beschränkt bliebe, gewinnt durch poetische Gestaltung die umfassendsten Gebiete. Musik und Poesie, als die ursprünglichsten

und volksthümlichsten, bieten auch noch heute ergiebige Vergleichungspunkte. Mag es auch eine Poesie geben, die in Worten dasselbe ist, was die reine Instrumentalmusik in Tönen, so ist nur diese allein nicht volksthümlich. Das Volk kennt keine bloße Instrumentalmusik und weiß nichts damit anzufangen, wenn sie ihm geboten wird; die Töne müssen die Weisung eines Liedes sein, das eine bestimmte Gedankenfassung hat, ein frischer Marsch oder ein lustiger Tanz muß aufgespielt werden: da hat man ein Bestimmtes, um dort die Gedanken, hier Leib und Leben danach zu bewegen. In der Natur dieser Musik liegt es dann auch folgerecht, daß sie auch noch anders als auf ihre zunächst gegebene Bestimmung verwendet werde, oder verschiedenes zugleich erfülle. So findet man häufig, daß eine Liederweise zu einem Marsch oder Walzer wird und gleichzeitig als Lied fortbesteht. Andererseits wird sehr oft auf eine Tanzweisung ein Lied gesetzt, dies ist offenbar bei denjenigen, deren Weisung nicht mit den Worten abschließt, sondern wo noch der Refrain wortlos nachgesungen werden muß. Aehnlich verhält es sich auch mit der Dichtung für das Volk. — Als wesentlich Charakteristisches der volksthümlichen Musik erkennen wir: das Vorherrschen der Melodie gegenüber der Harmonie. Eine Volksweise muß von einem allein gesungen oder gepfiffen werden können; die begleitenden Stimmen können tragen und heben, aber sie dürfen nicht ausschließlich nöthig sein. Aehnlich muß auch die volksthümliche Dichtung einen solchen Kern und Mittelpunkt haben, der von der Instrumentirung des Dichters

losgetrennt, dennoch wesentlich seine volle Kraft behält; eine tragbare Melodie muß auch hier vorherrschen.

Der einheitliche und persönliche Charakter in der Volksschrift.

An das Erforderniß der dichterischen Haltung in der Volksschrift schließt sich das weitere an, daß ein persönlicher Charakter daraus hervortrete; selbst vorwiegend lehrhafte Schriften werden dadurch gewissermaßen in das Dichterische gehoben, daß man mit dem Dargestellten zugleich den Darsteller kennen lernt. So finden zum Beispiel Reisebeschreibungen, in denen der Verfasser mit Ich erzählt, am leichtesten Eingang und werden am dauerndsten festgehalten, weil Sache und Person sich in Ein Interesse verschmelzen; denn oft ohne daß er's will, und dann gerade am leichtesten, führt der Erzähler in sich eine feste Lebensgestalt vor.

Es ist daher von besonderer Bedeutung in der Volksschrift, daß der Charakter des Verfassers darin hervortrete. Nirgends wäre die kalte, sogenannte kunstmäßige Objectivität übler angebracht als hier. Es ließe sich darthun, daß die Zurückziehung der Persönlichkeit aus den öffentlichen Darlegungen weit mehr Eitelkeit als Bescheidenheit ist. Man will sich in seinem eigensten Wesen für sich bewahren und sich nicht ganz und gar hinausgeben. Die Vorenthaltung der persönlichen öffentlichen Betheiligung hat uns jene Scheu vor persönlicher Hingabe eingeflößt. Wir verdenken es keinem Lyriker, ja wir finden es schön und nothwendig, wenn er sein eigenes Leben preisgiebt, das schließt die wesentliche Bereicherung menschlicher Empfindung in sich.

Ist die höhere geschlossene Form hier allein deckender Schild und soll nicht auch der Prosaiker sich ganz geben?

Der Schriftsteller ist theils mehr, theils weniger als er momentan in seine Schriften zu legen vermag. Mit Verbrauch der zeitlichen Ernte ist der Boden der Persönlichkeit noch nicht aufgezehrt, er kann Saaten aufnehmen und Früchte bringen, von denen er nie etwas ahnte. Wir dürfen es nicht vergessen, daß wir eigentlich persönlich wirken, sprechen und streiten sollten. Und schwingen wir uns hinaus an das Ende unserer Lebenstage — was liegt daran, wie unsere endliche Persönlichkeit von Böswilligen verzerrt und mißdeutet wurde; wenn nur durch die volle Hingabe eine einzige ewige Wahrheit lebendig zu Tage gebracht ist.

In der Volksschrift vor Allem, in der es nicht auf persönliche Verklärung abgesehen sein kann, ist daher die volle Hingabe an sich nothwendig.

Die Theilnahme des Erzählers an seinen Geschichten darf sich aber nicht in salbungsvollen überschwänglichen Ausrufungen, sondern muß sich in der ganzen Haltung kundgeben. Diese bildet das Anziehende im Werke. Das Wesen seines Urhebers — nicht sein Name, nach dem man nicht fragt — gewinnt hier unmittelbar die Leser.

Es giebt viele Menschen, die sich an einem Musikstück, das sie hören, nicht recht erfreuen können, bis sie wissen woher und von wem es ist. Aehnlich verhält es sich auch bei Schriften. Im Volke aber liegt die Anschauung, daß so etwas gemacht werde, nicht

so nahe, es braucht sich hier gar kein Verfasser zu nennen, die Sache steht für sich wie ein Naturerzeugniß, das keinen Urheber bei Namen nennt.

Es ist nicht ohne Bedeutung, daß die tiefgreifendsten und allgemein aufgenommenen Werke den Namen ihrer Urheber verklingen ließen.

Der Name des Autors ist also hier von keinem Belang, anders verhält es sich dagegen mit dessen einheitlich geschlossenem Charakter.

Es scheint daher auch erforderlich, daß eine Volksschrift stets nur von Einem Mann verfaßt sei.

Man hat neuerdings Werke für das Volk aus Arbeiten vieler Gleichgesinnten zusammengestellt. Dies scheint mir ein Mißgriff. So wenig sonst ein Vergleich von Volksbildung und Schulbildung stichhaltig ist, so ergiebt sich doch hier ein solcher. In einer Schule, wo die Lehrer, wenn auch alle von gleichem Geiste beseelt, stundenweise abwechseln, da jeder ein besonderes Lehrgebiet hat, wird wohl der Masse und Schnelligkeit des Wissens genützt, die Charakterbildung der Schüler aber behindert, weil ihnen kein einheitliches Charakterbild eines Mannes vorsteht, nach dessen allseitigen Anschauungen sie sich entwickeln. Aehnlich bei der Volksschrift genannter Art. Seien auch die vereinten Männer noch so sehr gleicher Gesinnung, jeder spricht doch aus einer ganz individuellen Bildung heraus, auf Voraussetzungen gestützt, die sich nur dem feinern psychologischen Blick erschließen; für diesen mag es von Interesse sein, den Grundzug im Charakter der Zeit hieraus anschaulich zu erkennen, für den

sogenannten gemeinen Mann aber ist die Anschauung Eines Charakters viel förderlicher, viel eindringlicher; er faßt und hält die allgemeinen Ideen nur wie sie sich in einer Persönlichkeit fest gestalteten, seien es die Ideen der Religion, der Menschenbildung und des Staates.

Eine Persönlichkeit bietet Handhaben für Alle, eine allgemeine abstracte Idee nur für Wenige.

Es soll damit keineswegs bestritten werden, daß die höchste Erziehung auf Befreiung von aller bloßen Autorität hinausläuft, daß die Wahrheit um ihrer selbst willen und abgesehen von ihrem Urheber erkannt werden muß; aber vorerst bildet sich ein Charakter am besten an einem andern, und sodann kann und soll auch für jenen höchsten Endzweck der Geistesfreiheit die Persönlichkeit doch so viel Autorität behalten, daß man um ihretwillen sich gedrungen und verpflichtet fühlt, das von ihren Thaten und Lehren Ausgehende zu beherzigen, den Gründen desselben nachzugehen, in eigener Prüfung sich ihnen anzuschließen oder davon zu trennen.

Der ausgesprochenen Nothwendigkeit eines einheitlichen Charakters ließe sich entgegenhalten, daß ja die Bibel, die sich als Volksbuch bewährt hat, von vielen Verfassern herrühre. — Im Neuen Testamente unterordnen sich sämmtliche Verfasser Einer Persönlichkeit, machen sich zu Organen derselben, die allein als Mittelpunkt dasteht. Das Alte Testament als Volksgeschichte ist von so eigenthümlicher Fassung, wie später zu erörtern ist, und die Verschiedenheit seiner Verfasser bedingt minder seine volksthümliche als seine universell theologische Bedeutung.

Betrachten wir nun Hebel. Sein ganzer Charakter tritt in seinen Volksschriften auf, manchmal indem er sich geflissentlich giebt, manchmal indem er sich gehen läßt. Dabei hat er sich eine eigenthümlich verhüllende Würde als Hausfreund beigelegt. Als solcher tritt er ohne Scheu mitten in die Erzählung hinein, ohne dadurch das Interesse vom Gegenstand ab und auf sich zu ziehen, ohne zu dem bisweilen noch lästigen und damals noch unbescheidenen Ich greifen zu müssen. Der Verfasser war dadurch gewissermaßen eine mythische Person und doch zugleich lebendig hanthirend.

Zu dem Besten und Lehrreichsten in seinen Schriften gehört das, daß sein Charakter dabei ist.

Die örtliche und landsmännische Volksschrift.

An die Bedingung des einheitlichen Charakters in der Volksschrift, wie er sich in der Person des Verfassers ausprägt, schließt sich zunächst die Frage: Ist dieser persönliche Charakter von dem Oertlichen, in dem er wurzelt, zu trennen, muß dieses letztere nicht vielmehr mit ausgedrückt sein. Soll und muß demnach ein wirksamer Volksschriftsteller ein landsmännischer (provinzialer) sein?

Manche sind in der thatsächlichen Beantwortung dieser Frage so weit gegangen, daß sie die Schriften für das Volk in der Mundart verfaßten.

Es wurde bereits bemerkt, daß die Bibelübersetzung, daß Schule und Kirche — und es kann hier noch hinzugefügt werden, die Gesetze des Staats und die Gerichtsverhandlungen — die Mundart in das Bereich der niedern

Alltäglichkeit zurückgedrängt haben. Selbst auf dem Standpunkt, wo das Landsmännische in seiner vollen Berechtigung anerkannt wird, ist es daher mindestens eine Verletzung des geschichtlich Gewordenen, wenn man die Schriftsprache in die Mundart zurückschraubt. Die Sprache ist noch der einzig gemeinsame unzertrennliche Boden des deutschen Volkes, die Sprachgesetze sind die einzig gemeinsamen Gesetze, unter deren Herrschaft wir stehen, in denselben Lauten erstehen und bilden sich unsere Gedanken und Empfindungen; losgerissene Länderstriche wie ausgestoßene Glaubensverwandte erkennen sich dadurch mit dem gemeinsamen Vaterland unauflöslich verbunden. Die Sprache ist der letzte Hort der Einheit. Bei aller Rücksicht für die Wahrung der Besonderheiten müssen wir daher die allgemeine Volkssprache zu erhalten und auszubilden trachten.

Hiezu ist die Volksschrift vor Allem berufen.

Die Mundarten können und werden nie verschwinden, aber Eine Sprache muß Allen verständlich sein, wenn wir nicht erst die wahre Zerklüftung herbeiführen wollen.

Der mundartigen Haltung der Volksschrift steht aber auch bereits das entgegen, daß der Mann aus dem Volk, der aus einem Buche Neues und Erquickendes holen will, sich gern in der Sprache angeredet sieht, die nun einmal die des gebildeten Lebens ist. In seiner kleinen Bücherei gruppirt sich Alles um das Buch der Völker und Volksbuch: die Bibel; er will von jeder Schrift eine Erhebung, in Ernst und Scherz ein Hinausheben aus seiner gewohnten Welt. Wie es ihn

erfreut und wie er mit Recht verlangt, daß man nicht immer von Stall und Dünger, Pflug und Kartoffeln mit ihm rede, sondern auch von Staat und Regierung und allgemeinem Wissen, so will er auch, daß man in der Sprache nicht immer zu ihm herniedersteige und den Bauernkittel anziehe, sondern daß man sich's in festlichem Gewande an seinem Tische gefallen lasse. In den Darstellungen der Mundart kommt er sich vor wie ein Mensch, der sich auf dem Theater kopirt sieht, er lächelt, wenn's hoch kommt, halb verdrossen. Bei dem Lesen der Mundartschriften stutzen die meisten Bauern und meinen, das wäre doch nicht der Mühe werth, daß man das druckt; sie wüßten nicht was die Herren dabei hätten u. s. w.

In der Volksschule ließe sich wohl zur Erläuterung mancher Anschauung, mancher Begriffs- und Wortbildungen, fruchtreich auf die Mundart zurückgehen,[1] in der Volksschrift weniger.

Anders ist es dagegen mit der geistigen Individualität eines Volksstammes oder Landes. Hier lassen sich Anknüpfungen finden, die das innerste Herz des Lesers in Bewegung setzen, Anknüpfungen, die sich nicht sowohl an geschichtliche Erinnerungen heften, als viel-

[1] Dies würde auch unmittelbar auf den geschichtlichen Weg des Sprachunterrichts führen, den J. Grimm der abstracten Theorie gegenüber verlangt; sein Wort würde sich dabei bewähren, daß man „die Sprache nicht lehren, sondern nur daran lernen kann." Man liebt es aber, weil das auch leichter ist, in Schulen und Kanzleien, das Volk von oben herab durch abgezogene Gesetze zu regieren, statt daß man dem organisch geschichtlichen Triebe des Volksthümlichen nachginge.

mehr an das historische Volksgemüth, das, ohne Namen und Thatsachen in bestimmter Fassung in sich zu hegen, doch einen von den Vätern ererbten Schatz von Empfindungen in sich schließt.

Die Geschichte als solche ist dem Volke abhanden gekommen. Tretet hinaus und sehet zu, welche Namen, Thaten und Ereignisse das Volk noch kennt; aber ein Familienzug der Empfindung geht oft durch einen ganzen Stamm und an diesen kann sich der Volksschriftsteller wenden.

Es ist eine wundersame Führung, daß, nachdem die ältere Geschichte hinabgesunken und fast beziehungslos zur Gegenwart ist, doch die große Masse nicht erst ein Dasein von gestern hat, sondern in sich eine tiefe Fülle geschichtlicher Entwicklung hegt.

Das werden zwar diejenigen, die gern eine blanke Tafel für ihre abgezogen gefundenen Gesetze hätten, nicht zugeben wollen; es ist aber doch so und gewiß nicht ohne höhere Nothwendigkeit.

Das geschichtliche deutsche Volksgemüth hat als äußerlich erkennbare Denkmale seiner langen Entwicklung nur noch die Bildungsgeschichte seiner Sprache und das Volkslied aufzuweisen. Männer mit dem Herzen für das Volk, wie die Grimm, Uhland und Andere haben ihre beste Lebenskraft unausgesetzt darauf verwendet, jene Denkmale zu erhalten und zu erneuen. Wir dringen durch sie zum unerschöpflichen Quell des deutschen Volksgeistes vor, manchen abgerissenen Klang in der Gegenwart lernen wir dadurch verstehen, erweitern und in tieferen Zusammenhang bringen; jene

Eroberungen sind nicht blos für ein wissenschaftliches Raritätenkabinet gemacht worden, die alten goldhaltigen Münzen können, in alter Prägung oder in erneuter, wieder ins Leben umgesetzt werden, ohne daß ihre übersichtliche Zusammenstellung in jenen wissenschaftlichen Werken verloren ginge, denn es ist gemünzter Geist und kein äußerlicher verlierbarer Stoff.

Es giebt aber auch noch viele flüchtige Bildungen des Volksgeistes, die sich von der Wissenschaft nicht fassen lassen, die sich ihr nicht eher fügen, als bis sie einen gewissen äußeren Abschluß gewonnen haben. Hier tritt nun der örtliche Volksschriftsteller in die Vermittlung zwischen Wissenschaft und Leben. Möglich, daß er dieses Mittleramt aus dem wissenschaftlichen Bewußtsein heraus antritt, nöthig aber ist solches nicht; vermag er es nur, das was in ihm sich als Volksthümliches concret gestaltet hat, ganz und rein herauszustellen, so wird mit Erfüllung seines nächsten unmittelbaren Zweckes dieser auch mittelbar in die Wissenschaft aufgehen.

Hier ist wieder der Punkt, wo der scheinbar vereinzelte Selbstzweck in das große Weltganze aufgenommen wird.

Es muß für die vorliegende Darstellung genügen, dies hier angedeutet zu haben; wir haben hier weniger die wissenschaftliche, als die praktische Bedeutung der Volksschrift im Auge, und es war nur darum zu thun, auch hier auf den Zusammenhang hinzuweisen. —

Die tief eingreifende Wirksamkeit ist vor Allem dem ländsmännischen Volksschriftsteller gegeben.

Hebel war ein solcher. Er hatte sich wenig bei der neuen Erforschung der alten Sprachdenkmäler betheiligt (wenn gleich sein Wörterbuch bei den allemannischen Gedichten sein Verständniß hierin bezeugt), er gab sich wesentlich der Denk- und Sprachweise seiner Landsleute hin und brachte diese zu ihrem reinsten Ausdruck. So bereicherte er nachträglich die Geschichte des volksthümlichen Geistes und seiner Sprache, er gelangte dabei unmittelbar zur vorgesetzten Wirksamkeit auf die Gegenwart.

Hebel war nach Zeit, Geburt und Geschick ein vorherrschend landsmännischer Volksschriftsteller, wie er auch persönlich nie aus Süddeutschland hinausgekommen ist, und nur einmal die Lust verspürte, es zu verlassen, aber dann gleich — nach Paris zu reisen.

Die in das geschmeidige Silber der Prosa gefaßten Kleinodien des Schatzkästleins sind weniger weit verbreitet, als die in das Gold der Verse gefaßten allemannischen Gedichte. Was mit erhöhtem Bewußtsein a u s d e m V o l k e kam, war allen Bildungskreisen zugänglich, während die Schöpfungen f ü r d a s V o l k diesem zunächst anheimgestellt blieben. Dort zog die unmittelbare Darstellung des Volksthümlichen auch den Fernstehenden an, man fand in Form und Inhalt etwas Fremdes und suchte es als solches in sich aufzunehmen, während in den prosaischen Geschichten theils Bekanntes, theils neu Geschaffenes in der sprachlich allgemeinen Form, aber in ihrem innersten Wesen besondern Anschauungsweise eines bestimmten Volksstammes vorgetragen wurde. Die allemannischen Gedichte

geben ein völlig in sich abgeschlossenes Leben und konnten so leichter die allgemeinste Aufnahme finden; die Kalendergeschichten dagegen stützen sich auf Voraussetzungen landsmännischer Erfahrungen und Anschauungen, die nicht ganz zur Darstellung kommen, und eröffnen von diesem Standpunkt Ausblicke in die weite Welt.

Wenn auch Manches, wegen seiner Vollendung nach Gehalt und Gestalt, wie z. B. „Kanitverstan" in fast alle Schulbücher überging, so blieb die Hauptwirksamkeit des im Rheinländischen Hausfreunde Vorgetragenen, doch auf die oberen Rheinlande beschränkt.

Es giebt in manchen Gegenden gewisse Landweine, die nie in die Fremde ausgeführt, von Auswärtigen auch nicht mit dem gehörigen Behagen genossen werden, den Einheimischen und anwohnenden Nachbarn aber gar sehr munden. Sind nun die Hebel'schen Erzählungen ein solcher Landwein? — In manchen Beziehungen wohl, aber durch den neuerdings erleichterten Verkehr wird Mancher an der Quelle kosten lernen und der gute Hebel'sche Markgräfler wird auch eine größere Verbreitung gewinnen.

Ob es überhaupt möglich sein wird, ein allen Deutschen an's Herz greifendes und auch als Kunstwerk abgeschlossenes Volksbuch zu schaffen, das ist eine Erörterung, die zu Hebel's Zeiten nicht vorgelegt werden konnte, die aber auch heutigen Tages keinen Abschluß finden mag. Wir können dadurch fast nur zur Erkenntniß der Hindernisse gelangen, als da sind: Mangel eines allgemein vorhandenen geschichtlichen Hintergrundes, auf dem sich eine solche Dichtung aufbauen ließe

— denn selbst von unserer nächsten Vergangenheit, den Befreiungskriegen, ist keine feste Erinnerung, ja nicht einmal das Bild einer nationalen Persönlichkeit im gesammten Volke haften geblieben — der Mangel eines sichtbaren Mittelpunktes, der Mangel eines volksthümlichen allgemeinen Rechtslebens; das verschiedene Maß und Gewicht, wodurch die einfachsten Vorgänge jetzt einer Erläuterung bedürfen; die Zerstückelung der Interessen nach der diplomatischen Ländereintheilung, die Kirchentrennung u. s. w. u. s. w.

Mit der Erkenntniß der Negative hat man aber hiebei noch keinen Schritt zur positiven That gewonnen. Diese mag, hoffen wir es, einem Glücklichen gelingen, ohne das Bewußtsein der Hindernisse, oder trotz derselben.

Neben beziehungsweise allgemeinen Volksschriften müssen noch immer landsmännische (provinziale) zu tiefgreifender Wirksamkeit erstehen. Aus einem genauen Studium Hebel's können wir hiebei Vieles lernen.

Hebel's volksthümlicher Styl.

Ich sage: von einem genauen Studium, denn Hebel verdiente dies von Einzelnen wie in den Schulen. Wären seine kleinen Sachen lateinisch geschrieben, unsere Schulweisen würden viel Aufhebens von seiner Diction machen und ihn mit gelehrten Commentaren zieren.

Trotzdem, daß der Großmeister der erneuten volksthümlichen Richtung, Jakob Grimm, [1] in der Geschichte

[1] In der Widmung zur deutschen Grammatik: „Unsere heutigen Dichter leben in einem Geräusch von Stoff und Form, woraus sich

der deutschen Sprache Hebel einen solchen Ehrenplatz anwies, hat der Hebel'sche Styl in der neuern Behandlung der Literargeschichte nicht die entsprechende Würdigung gefunden; vielleicht aus der aristokratischen Rücksicht, weil keine umfassenden Werke von ihm vorhanden sind.

Hebel hat nicht nur die ursprüngliche, tiefbezeichnende Ausdrucksweise seines Stammes und Landes wieder gegeben, er hat auch bewußte Sorgfalt auf Sauberkeit und Bestimmtheit verwendet. Die Achtung vor einem der edelsten Güter des Nationallebens, der Sprache, die Achtung vor dem öffentlichen Auftreten in der Schrift, in der man sich selber und seine Leser durch Sorgfalt in Achtung setzt, so wie noch die Rücksicht auf das eigenartige Publikum leitete ihn hiebei. Er wußte es, wie im Volke, so zu sagen an jedem Worte gedrückt wird, wie man es auslegt, deutet, hin und her wendet und sich dabei strenge das im gegebenen Ausdruck Enthaltene zu erklären sucht. Wie hier die Druckfehler sorgsam zu vermeiden sind, weil sie gewissermaßen den Worten ihr Feststehendes nehmen, sie schwankend machen, so daß man sich nicht mehr auf die Schrift verlassen kann, gleicherweise muß auch im

Viele gar nicht flüchten können; Wenige nur sind ihrer Heimlichkeit unberührt geblieben, wie Hebel." Ich beziehe dies wesentlich auch auf die Schriften in Prosa und nicht blos auf die allemannischen Gedichte; der Zusammenhang scheint mir solches zu ergeben. Unbegreiflich scheint es mir, wie Gervinus in der so vortrefflichen Charakteristik Hebel's aus einer nicht geschichtlich begründeten Ursache (daß Hebel die Kalendergeschichten nicht aus innerm Antrieb verfaßt) diese so weit hinter die Gedichte stellen konnte.

Gebrauch der Worte alles Unbestimmte, Umhertastende, Vieldeutige vermieden werden. Die Sache muß möglichst immer so bezeichnet sein, daß sich kein anderes Wort dafür setzen ließe. Daß aber dabei keine Schablonen angewendet werden, sondern der Charakter der freien Handzeichnung entgegentrete, bringt schon die selbständige und neue Auffassung des Gewohnten mit sich.

Wenn man die kleinen Schriften Hebel's oft und oft liest, findet man das Wort- und Satzgefüge scheinbar unbewußt hingeworfen, dabei aber gerade äußerst zierlich und genau abgemessen. [1]

Da Hebel immer nach Stimmung arbeitete, so tritt in Sprache und Ton stets die Eigenthümlichkeit des Verfassers hervor. Diese Sprache ist kein Gespinnst mit der Maschine, das in dieser oder jener Fabrik gefertigt sein könnte, es ist mit der Spindel gesponnen und jeder Faden aus dem Munde genetzt.

Der Ton und Gang ist bei Hebel ein ruhiger, behaglicher. Da rasselt nicht Alles athemlos dem Ziele zu, man hat sich nicht seiner selbst begeben; man reist im Gegentheil mit eigenem Gefährt, nach Laune wird hier und da angehalten, ein Schöppchen getrunken, oder einem am Wege Liegenden aufgeholfen und derselbe noch gar mitgenommen.

[1] Mit welcher Bestimmtheit und Nettigkeit Hebel gleich Anfangs arbeitete, läßt sich auch daraus ersehen, daß er die Kalendergeschichten bei der Sammlung in das Schatzkästlein ohne stylistisches Nachfeilen und Ausputzen aufnehmen konnte. So weit ich es vergleichen konnte, hat er auch alle einzelnen Geschichten aufgenommen und es ergiebt sich, daß Jegliches der unvergänglichen Dauer würdig ist.

Mit Lächeln oder Ernst, oder auch mit beidem vereint, wird hier und da eine abschweifende Bemerkung aufgegriffen; dabei aber nicht länger verweilt, als man eben braucht, um von erhöhtem Sitz im Vorüberfahren eine Frucht vom Baum am Wege zu pflücken.

Hebel stellt oft den Eindruck, den das zu Erzählende auf ihn, den Verfasser oder Erzähler, machte, alsbald voraus, wie sich das ja auch häufig im Leben findet, daß wir unsere Mittheilungen mit der Reflexion und nicht mit der Sache selber beginnen. Geschieht dies mit bewältigender Macht, so zieht es den Leser und Hörer alsbald in die Stimmung des Erzählers herein, und dieser, der drängenden Empfindung erledigt, läßt sich dann bequem nieder und erstattet ordnungsmäßig Bericht.[1]

Man kann es oft erfahren, wie man nur mit halber Aufmerksamkeit erzählt, wenn man einen allgemeinen Gedanken und dergleichen dabei im Hintergrund der Seele hegt; darum ist es besser, man setzt diesen gleich ab. Dies ist auch an sich schicklicher, als das vielfach pedantisch herauskommende: die Fabel lehrt,

[1] Gar anmuthig sind oft die Wendungen, die Hebel bei diesen Gelegenheiten nimmt; so zum Beispiel bei der Geschichte „Der Barbierjunge von Segringen" fängt er an: „Man muß Gott nicht versuchen, aber auch die Menschen nicht. Denn im vorigen Spätjahr" u. s. w. Die Geschichte: „Der Herr Wunderlich" beginnt: „Nicht nur wird die Einfalt von dem Muthwillen irre geführt, oft auch von dem Zufall. Seltener erlöst sie der Zufall wieder aus den Fangstricken des Muthwillens. Wie erging es jenem Bauersmann" u. s. w. Diese Ausführungen und Einlenkungen mit Denn und Wie sind eben so individuell als volksthümlich charakteristisch.

am Schlusse. Zudem vergißt der Hörer während der Darlegung des Sachbestandes die anfänglich gegebene Empfindung, etwa wie eine Vorrede bei einem größeren Buche, sie diente nur dazu, eine gemeinsame Stimmung zu bereiten, in der Sache selbst aber stand er für sich da und er mag sich dann geneigt fühlen, nach selbstgebildeter Anschauung die Einleitung und dergleichen wieder zu lesen und mit seiner eigenen Betrachtung in Einklang zu bringen.

Es giebt viele einfach schöne Volksmelodien, deren Verlauf und Schluß nach Fassung der ersten Takte wie von selbst erfolgt; Aehnliches findet man auch oft in dem Satzbaue Hebel's.

Dabei fällt in seiner Sprache nicht nur die Klarheit und Durchsichtigkeit, die Einfachheit bei allen abspringenden burlesken Wendungen auf, wir treffen auch oft den körnigen Ton des Volksliedes und alten Volksbuches, eigenthümliche, frappante und doch natürliche Beiwörter. So wenn er vom „zornigen Säbel," von „gesprächiger Antwort" spricht, wenn er den Buben, der einen Baum zu eigen besitzt, auf sein „Capital steigen und die Zinsen eintreiben läßt u. s. w.[1]

Auch formell wird der Leser zur Selbstthätigkeit angeregt, ohne daß man ihn zerstreut.

[1] Daneben verschmäht Hebel spaßhafte oft ungrammatikalische Provinzialismen nicht, so wenn er zum Beispiel in der Geschichte: „Hülfe in der Noth" erzählt, wie „der Zirkelschmied mit seiner Frau ungegessen ins Bett gehen wollte" und dergleichen. Schmeller führt hievon (Die Mundarten ꝛc. S. 369) ein Substantivum „ungazer," einer der nicht gegessen hat, an.

Dies hervorzuheben ist in der Gegenwart von besonderem Interesse. [1]

Das Pikante und Interessante in seinem Verhältniß zur Volksschrift. Der Skandal und das Aufsehenerregende.

Es giebt viele Richtungen des heutigen Geschmacks, die so fahrig in ihrem Wesen, daß sie eben damit noch nicht leicht einer begrifflichen Bestimmung Stand halten. Hiezu gehört auch die Richtung nach dem Pikanten und Interessanten. Suchen wir daher einige Merkmale dieser Richtung festzuhalten um daraus ihr Verhältniß zur Dichtung für das Volk zu ermitteln. Die Volksliteratur theilt Luft und Licht und alle äußeren Bedingungen mit den Bestrebungen, die für die höheren Gebiete des Geistes sich regen.

Das sogenannte höhere Gesellschaftsleben bewegt sich fast ausschließlich zwischen den positiven und negativen Polen, die da heißen: Amüsiren und Ennüyiren. Die Literatur des Interessanten und Pikanten schlägt hier hinein.

[1] Einen eigenthümlichen Vergleich zu Hebel bietet der Wandsbecker Bote Claudius überhaupt und hier besonders in sprachlicher Hinsicht. Claudius schreibt bald selbst, bald läßt er seinen Vetter und diesen dann in ganz populärer Weise auftreten. Diese Trennung mag zum Theil auch davon herrühren, daß in Claudius' Botenbereiche die Volkssprache ganz getrennt ist von der Bildungssprache, während in Oberdeutschland der Dialekt der Schriftsprache ganz nahe steht und in sie einfließt. Im Uebrigen liegt dies auch in der Persönlichkeit von Claudius, der zugleich auch mehr kritisch bewußt, von literarischen Vorerörterungen ausgeht, was ebenfalls provinziell charakteristisch ist.

Pikant ist das Unvergohrene, oder das durch einander Gehackte, das scharf Gebeizte; es soll nicht sättigen und nicht tränken, es soll nur den Gaumen reizen, die verlorene Genußfähigkeit anregen.

Welch einen eigenthümlich beliebten haut gout verleiht da eine recht wilde Subjektivität. Bringt nur Alles vor, wie es euch in den Sinn kommt, seid nicht so pedantisch, es an einem unvergänglichen Maßstab zu prüfen und nur das Wirkliche und Wahrhafte zur Erscheinung kommen zu lassen, laßt euch nur ganz gehen, gewiß, ihr seid pikant.

Im Pikanten stellt sich das Unvereinbarste neben einander. Man giebt sich nicht die Mühe, oder hat die Kraft nicht, es zu einem in sich geschlossenen Ganzen zu verarbeiten — das eben ist ja gerade pikant.

Hat der Darsteller des Pikanten eine Tendenz, so werden die von ihm Verfolgten ihn gewiß am meisten lesen; sie fühlen es dunkel, daß er sie nur amüsiren und ihnen weiter nichts anhaben kann, weil der sittliche Boden fehlt, von dem aus sie allein getroffen werden können, weil ihnen nie der heilige Zorn entgegenflammt, der ihre vornehme Hohlheit in sich zusammenbrechen macht.

Wenn der Pikante alle die seltsamen und oft brillanten Wunderlichkeiten seiner Subjektivität ausgebreitet hat, so ist er im Stande und wirft zuletzt noch seine Leser, seine Gebilde und sich selber oben drein über den Haufen. Er hat keine Liebe, weder zu sich noch zu seinem Werke, die ihn aufrecht erhält; das wäre ja altväterisch und langweilig.

Nun aber tritt sein Halbbruder oder sein eigentlicher Doppelgänger auf, der mit verschränkten Armen, blassen Antlitzes dort an eine Säule gelehnt steht, es ist das Interessante.

Das Interessante ist der gesellschaftsfähige, modisch aufgestutzte Katzenjammer. Wenn ein Gegenstand, ein Ereigniß, ein Mensch, eine vorübergehende Erregung zu Wege bringt, ohne dadurch das thatenlose Gleichgewicht zu stören, ohne eine tiefere Betheiligung zu erregen, sondern nur die lahme Maschinerie eine Weile in Gang bringt, so nennt man das interessant. Ein leidender Zug ist erforderlich, er darf aber nicht so stark sein, um zum wirklichen Mitleiden zu erregen. Ausgebrannte Wüstlingsnaturen vorführen, mit dem scheinbar nachlässig drapirten Schleier eines Geheimnisses — wie reizend und interessant ist das!

Zu dem Interessanten gehört nothwendig, daß man nie aus der Zuschauerstellung herauskommt, denn Amüsement, Genuß, ist hier der Hauptzweck. Man betrachtet sich das Schauspiel und fühlt sich dabei recht wohl in seiner eigenen Haut.

Der einzige Ehrenpreis der pikanten Bewegung ist wesentlich: Aufsehen erregen.

In der literarischen Form trifft das Pikante und Interessante fast ganz zusammen: man ist bei jedem einzelnen Satze am Ziel, weil man keines hat, abbrechen kann, wo man will; es geht nicht, je nach dem Erforderniß, in Schritt, Trab oder Galopp; wo eine Nebenliebschaft wohnt, macht die Sprache Männchen — man erregt auch im Einzelnen Aufsehen. In der

pikanten Schreibart macht jeder Satz, ja oft jedes einzelne Wort für sich einen besondern Anspruch. Die Sprache unterordnet sich nicht mehr dem einheitlichen Gedanken des Ganzen, weil dieser nicht da ist.

Nie und nirgends ist mehr von „brillantem Styl“ und „eleganter Schreibart“ als etwas ganz Besonderm die Rede, als beim Interessanten und Pikanten, weil es sich dabei nicht um Hervorbringung eines Neuen handelt, sondern wesentlich nur um den virtuosen Vortrag.

Wie verhält sich nun alles dies zur Dichtung für das Volk?

Es giebt keine besondere Aesthetik des Volksthümlichen, die Zustände und Motive sind hier nur noch einfacher, ursprünglicher.

Das sauersüße Lächeln, das Aufgeregtsein ohne bestimmtes Wollen und Wünschen kann und darf hier nicht Raum greifen. Hier herrscht noch das einfache Lachen und das einfache Weinen, und dabei soll es bleiben.

Das Pikante muß schnell verschlungen werden, Leser und Zuschauer darf gar nicht zur Besinnung kommen, der Dämon des Ennüyirens jagt mit geschwungener Geißel — im Volke darf man noch einer gewissen behaglichen Ruhe gewiß sein.

Die raschtaktigen Gallopaden sich auch schon auf dem Lande heimisch geworden, aber man bewegt sich doch noch vorzugsweise gern nach den sanften, behaglichen Schwingungen des Ländlers.

Auf dem Lande klettert man nicht die dürre Turnstange hinan und läßt sich wieder herab, Alles blos

der Uebung zu lieb; man steigt einen lebendigen Baum hinan, um eine Frucht zu pflücken, ein Nest auszuheben — die Kunst und die Uebung des Kletterns ergiebt sich schon von selbst.

Das Geistreichisiren ist hier nicht am Platze.

Wie man im Volke nicht leicht spaziren geht, um sich Bewegung zu machen, ziellos, so ist auch die geistige Bewegung nicht bloßes Spazirengehen; man will wohin kommen, oder sich nach dem Seinigen umschauen, wie es mit der Saat oder mit der Ernte aussieht und wo man am Werktag zugreifen muß.

Kann das Pikante nur rasch, so kann es auch meist nur Einmal genossen werden. Die Volksschrift aber muß ihrem innersten Wesen nach oft und oft gelesen werden können.

Im Volke wird eine ruhige, logisch gehaltene Darlegung noch nicht so leicht von einem feingespitzten Witzwort ausgestochen; man will sich noch überzeugen lassen und findet das noch nicht langweilig oder uninteressant.

Die ganze abgezehrte Interessantheit hat Gottlob im Volke noch keinen Raum. Das Laster ist noch ganz, tiefgewaltig, noch nicht raffinirt, parfümirt und anziehend. Gestank bleibt Gestank. Und vor Allem: im Volke ist nicht wie in der Welt der Interessantheit das Bewußtsein der Pflicht abhanden gekommen; das Leben ist noch nicht blos Genuß, sondern auch eine Pflicht, das Nachdenken ist eine Pflicht, die zur That führen soll.

Tugend und Rechtschaffenheit sind hier noch keine

langweiligen altväterischen Worte und Sachen, und sollen es, will's Gott, nie werden.

Die Geilheit der bloßen Genußsucht, auch in geistigen Dingen, die keinerlei Anstrengung, keinerlei emsiges Thun mehr will, die dilettantische Topfguckerei kann und soll nicht in's Volk dringen.

Auch ist das nicht so leicht zu fürchten, da man hier noch weiß, daß wer ernten will auch pflügen und säen muß. In und aus der Arbeit muß der Genuß kommen.

Es versteht sich dabei von selbst, daß auch der Volksschrift die rechte Würze nicht abgehen darf; nur ist Gewürz keine Speise. Die Volksschrift muß mehr lehren wollen als anregen und reizen, ihre Aufnahme muß ein Thun sein und zum Thun hinführen. —

Im Zusammenhang mit dem Streben nach Pikantem steht auch die Freude am Skandal und die Sucht nach Aufsehen Erregendem.

Wohl noch keine Zeit kannte einen so raschen Verbrauch öffentlicher Charaktere wie die unsrige. Die Furcht vor Abgenutztheit erregt daher leicht zu Ausschreitungen aller Art, die vor einem jähen und spurlosen Versinken in dem Strome des Tageslebens wahren sollen. Dagegen finden sich andererseits gediegene Charaktere, die sich verstimmt und trauernd in ihr Inneres oder auf kleine Kreise zurückgezogen haben. Es ist aber nicht immer blos selbstsüchtiger Ehrgeiz, sondern gewiß eben so oft warme Theilnahme an dem Gemeinwohl, wenn minder Empfindliche nichts scheuen um die Augen der Welt auf ihre Betrachtungen zu

lenken, und müssen sie auch selber nach kurzer Beachtung zum Opfer dafür fallen.

Der Hang zu Aufsehen Erregendem in Thaten, Worten und Schriften ist allgemein und ein Zeichen von der fieberischen Krankhaftigkeit einer Epoche, die sich erfolglos abkämpft und sich mindestens an kecken Fanfaren erlustigen will.

Man betrachte die Theilnahme, die die Verhandlungen öffentlicher Versammlungen finden; die emsigsten und anhaltendsten Arbeiten gehen oft spurlos vorüber, bricht aber einmal ein Krakehl los, da spannt sich überall die Aufmerksamkeit.

Man kann diesen Zustand der Gemüther nicht schlechtweg als einen verwerflichen betrachten; in der Natur wie im Menschenleben zieht das Ungewohnte die Blicke Vieler auf sich, die genauere Betrachtung des Gewohnten, still sich Entfaltenden, erheischt einen tieferen Sinn. Dazu kommt, daß wer sich unbefangen, ohne Amt und Eigennutz an den Zuständen der Gegenwart betheiligt, fast durchweg in dem tiefsten Widerspruche mit denselben steht; jede Kundgebung hievon wird daher freudig aufgegriffen.

Wie wir es aber als eine Aufgabe der Schrift aus dem Volke erkannt haben, die stille Entfaltung des Lebens in unscheinbaren Stellungen darzulegen, so muß auch die Schrift für das Volk in den Wirksamkeiten für das Allgemeine jenes emsige Thun hervorheben und würdigen lehren, das keinerlei Aufsehen Erregendes hat, dennoch aber die Gesundheit und Fülle des Lebens in sich schließt.

Wenn am Bau der neuen Zeit einst der blüthenreiche Kranz den Giebel ziert, wenn einst der Bauspruch verhallt ist; dann gilt es erst das leere Gebälk auszufüllen und zu schmücken und eine wohnliche Stätte fort und fort zu erhalten und zu verbessern; da ist viel bescheidene, selten bemerkte Arbeit vonnöthen. Wir müssen einstweilen darauf hinwirken, die Geschicktheit zu solchem zu erhalten und zu bilden und die Würdigung desselben nicht vergessen zu lassen.

Der Humor in der Volksschrift, die pure Lustigkeit, die Poesie der Dummheit, der Spaß und Schwank.

Von jeher bildet der Humor einen Grundzug in der deutschen Volksschrift. Nur die abgestandene Pietisterei oder die vertrocknete Verstandespedanterie könnte ihn verbannen und verdammen wollen. Die Romantiker haben dem humoristischen Element wieder zu seinen Ehren verholfen, aber sie gingen auch hierin wie beim Mährchen zu weit. Der Humor wie das Mährchen ist nicht blos inhaltsloses Spiel; wie das Mährchen von Einkleidung religiöser Gedanken und Naturanschauungen ausging, so hat der Humor das satyrische Widerspiel des Lebens zu seinem Ausgangspunkt, und wie das Mährchen schweift er bald mit Absicht, bald ohne dieselbe davon ab und ergeht sich ungezügelt in allerlei Wunderlichkeit. Der Humor und das Mährchen sind ursprünglich in einander verschlungen, denn die phantastische Welt bot sich von selbst als schrankenloser Tummelplatz der Gegensätze dar.

In der Gegenwart sind wir Deutschen an wahrhaftem Humor ärmer als irgend eine Zeit und Nation.

Gewiß, der Humor steht nur dem Freien zu, dem, der sich entweder getragen fühlt von den Zuständen der Gegenwart, oder der sich individuell über sie hinausgeschwungen hat. Nicht umsonst sind wir daher so arm an heiteren und erheiternden Schriften.

Der gesunde Humor ist eine Blüthe der Freiheit, da weicht die Empfindlichkeit im innern und die Rücksichtnehmerei nach außen. Nur der Freie, sei es ein Individuum, eine Genossenschaft, ein Staat, kann sich selber zum Besten haben und zum Besten geben.

Wir können viele Zustände nicht mit Lächeln behandeln, weil sie noch unter Bann und Druck naturwidriger Gesetze liegen; die tragische Kehrseite drängt sich uns schnell auf, und wir müssen Anstand nehmen, Dinge und Personen lächerlich darzustellen, für die wir erst um Anerkennung vor dem Gesetze zu kämpfen haben; wir müssen deßhalb immer die starken und preiswürdigen Seiten hervorkehren. Mit dem Verluste der Freiheit weicht auch die harmlose Freude, und wer mag in der freien Jagd nur ewig Hasen schießen, wenn er nicht auch das Hochwild, das ihm begegnet, auf's Korn nehmen darf? Welch reichlichen Stoff für den Humor böten z. B. die Napoleonischen Zeiten und die unmittelbar darauf folgenden, da ganze Länderstriche hin und her geschoben und transchirt wurden, bald mit ihrer Liebe warten mußten, bald aus Enthusiasmus für den angestammten Fürsten heute diesem, morgen jenem jubeln sollten. Welche possirliche Wendungen

ergäben sich da. Aber die tragische Seite liegt zu nahe und noch hat der freie Humor keinen Spielraum, weil noch nicht allseitig anerkannt ist und gesetzlich feststeht, daß sich die Herzen der Völker nicht nach der politischen Transchirkunst richten, und daß die Völker etwas mehr sind, als hölzerne Figuren auf dem Schachbrett der Diplomatie u. s. w.

Der Humor heftet sich daher für jetzt in der Regel an kleine Lebenszustände, wenn er nicht im Unmuth ganz in sich versäuert.

Der deutsche Volkshumor verknüpft sich weder wie der französische mit dem Schlüpfrigen, graziös Zweideutigen, noch wie der englische mit dem Gemeinen, Carikirten. Der deutsche Volkshumor ist derb aber lustig.

Der Humor ist ein nothwendiges Element der Volksschrift, aus geschichtlichen wie aus rein psychologischen Gründen.

Es wird wohl schon Manchem vorgekommen sein, der darauf ausging, ein getreues Wort mit dem Volke zu reden, oder harmlos froh mit ihm zu sein, daß man erst recht vertraut mit einander wurde, wenn man recht herzhaft mit einander gelacht hat. Das schüttelt die Seelen, lockert sie auf und bewegt sie, während sie sonst lange in steifer Ungelenkheit und Abgeschiedenheit verharrten.

Ein gemeinsames Lachen vereinigt die Herzen mehr und schneller, als die gemeinsame Empfindung eines Schmerzes; weil beim Schmerze noch jeder seine besondere Anschauung und Lebenserfahrung im Hintergrund

hat, während beim Lachen nach Ursprung und Ergebniß dieselbe Regung im Gemüthe hervorgebracht wird.

Das Leben im Freien und die angestrengte Leibesthätigkeit bringt es dahin, daß man im Volke, wenn man nicht krank ist, gesund ist, und nicht wie in den sogenannten höheren Ständen so oft kränklich, weder gesund noch krank, in's Unbestimmte hinein verstimmt. Der eigentlich Gesunde ist leicht zu Heiterkeit aufgelegt und darum lacht man im Volke noch so leicht und oft. Versucht es nur bei einer spröden Auseinandersetzung, einem Mißverständnisse, die Sache vorerst in's Heitere hinüberzuspielen und ihr findet alsbald willfährige offene Gemüther. Der Stolz, der um so hartnäckiger ist, je beschränkter die Weltanschauung und die Lebensstellung, ist durch die Gemeinsamkeit des Lachens verschwunden.

Eine glückliche Begabung, getragen von heiterem Weltsinn, ließ Hebel das Herz des Volkes mit fröhlichen Geschichten erfreuen. Weil er ein harmloser Mensch war, darum war er zu Spaß und Schelmenstreichen aufgelegt. Sein Humor ist nicht jener säuerliche, aus Trübsinn und Weltverachtung hervorgegangene, es ist jenes sanfte und weise Lächeln dessen, der die Welt überwunden hat oder von vorn herein in Frieden mit ihr lebt, indem sein Auge vorherrschend von den lichten Seiten des Lebens angezogen ist. Das Harmlose, Friedfertige Hebel's geht auch auf den Leser über. Wie in dem idyllischen Sinn für das Kleine, so hat er auch den Humor mit seinem, auch von ihm hochverehrten Zeitgenossen Jean Paul gemein; nur daß Hebel dabei

immer auf dem festen Lebensboden steht und seine Gestalten nägelbeschlagene Schuhsohlen haben.

Schon beim Beginn der Erzählung merkt man oft bei Hebel das Lächeln, mit dem er anhebt. Der Hausfreund war darum doppelt willkommen, weil er mit dem Volke zu lachen verstand.

Es wird das ganze Jahr so viel losgedonnert auf das Volk, in Predigten und Verordnungen, daß es mit Recht von dem, der sich ihm anschließt, erwarten kann, er solle ein heiterer Geselle sein und nicht wiederum blos zu schelten und zu corrigiren haben. Die beiden Extreme des Radikalismus, die pietistische Betbrüderei wie die atheistische Verzweiflung, möchten gern das zwecklose Lachen verbannen, weil es ja auch das Elend der Welt vergessen macht; in Sack und Asche soll man durch dieses Jammerthal wandeln, bis jene zu ihrem Jenseits nach dem Tode und diese zu ihrem Jenseits nach der gegenwärtigen Geschichte gelangt ist; aber die Welt läßt sich's nun einmal nicht nehmen, den Augenblick zu fassen und ihn mit Heiterkeit auszufüllen so gut es geht. Und das von Gottes und Rechtswegen.

Wir können hiebei auch wiederum auf die mündliche Rede zurücksehen. Die eindringlichste Volksrede ist die, in welcher bisweilen ein Witz ausschlägt. Aufmerksames Zuhören ist kein leichtes Geschäft, es ist oft mühseliger und ermüdender als die schwerste Händearbeit; wenn nun die Leute, die, wie man sagt, beim Zuhören Maul und Augen aufsperren, plötzlich in eine freudige Erschütterung gebracht werden, so verschwindet jene Beklemmung des angehaltenen Athems und frisch

gekräftigt erhebt man sich aus der Erschütterung des Lachens zu neuer Hingebung.

Eine Klippe beim Humor ist die Selbstpreisgebung. So ganz und gar auch die Persönlichkeit aufgehen soll und kann in die Schrift, muß sie sich namentlich beim Humor eine gewisse unangreifbare Würde bewahren. Gegen Niemand ist die Welt und die Gesellschaft undankbarer, als gegen den, der fortgesetzt sich selber zum Besten giebt, um dadurch zum Lachen zu reizen. Hat er sich abgespielt, läßt man ihn wie ein verbrauchtes Spielzeug zur Seite, und will er sich dann gar einmal ernst gebahren, lacht man ihm in's Gesicht. Diesem Undank liegt ein natürliches Gesetz zu Grund. Das ergötzliche Spiel kann nicht alleiniger Zweck eines Daseins werden; eine ganze Persönlichkeit ihm opfern, heißt diese von vorn herein erniedrigen. Wie der Spott sich auf die Gutherzigkeit, so muß auch der Humor sich auf den Lebensernst aufbauen.

Hebel verstand es, trotzdem daß er oft als Schalk auftritt, sich doch persönlich in seiner Würde zu erhalten, so daß ihm die Eindringlichkeit bei ernsten Gelegenheiten nicht abgeht.

Zu den reichsten Ergötzlichkeiten des Volkshumors gehört auch das sinnvolle Räthselspiel, oft vereint mit muthigen Heldenthaten, oft allein auf sich gestellt. Von den Räthseln, die Simson aufgab, von denen, die Oedipus lösen mußte, durch alle volksthümlichen Epen und Geschichten, ist dieses Element je nach Zeit und Ort neu aufgegriffen, um Verschlagenheit und List oder weisen Tiefsinn daran zu offenbaren.

Durch eine besondere Naturbegabung und Neigung war Hebel dazu geeignet, hier solches zu schaffen, was ganz in den Mund des Volkes überging. Ich meine hier nicht zunächst die gewiß vortrefflichen Räthsel, sondern diejenigen, die mit Geschichten verbunden, wie „Einträglicher Räthselhandel,“ „Drei Worte.“

Beim Humor zeigt sich auch die Schwierigkeit und Mangelhaftigkeit der Schrift, es giebt viele köstliche Geschichten, die nicht bloß ihres Inhaltes wegen, sondern rein weil ihre Wirkung vornehmlich im lebendigen Ton liegt, nicht aufgezeichnet werden können, oder wenigstens alsdann platt erscheinen; hier kann sich nur das Drama die Wirkung aneignen und in manchen österreichischen Volksstücken ist dies Element auch erfolgreich angewendet worden.

Noch ein weiteres allgemeines Volkselement können wir an Hebel wahrnehmen, es ist die reine Lustigkeit. Die Lustigkeit ist mit dem Humor vielfach eins, sie stellt sich nur besonders als Gegensatz gegen das komisch Witzige heraus. Dieses letztere bedarf eines Gegensatzes, eines Stichblattes, eines Widerspiels in Gedanken oder Situationen; das Lustige aber kommt von innen, aus einer innern Harmonie; es ist die harmloseste Freude, wie der Gesang, der, nach den schönen Worten eines Alten, darum die edelste Freude ist, weil Niemand wie beim Spiel und dergleichen dabei besiegt zu werden braucht. Es giebt viele von Witz erfüllte Regionen, die die Lustigkeit, den reinen Spaß gar nicht kennen. Das eigentlich Lustige und Spassige bedarf keines großen Gegenstandes, keines Apparats; in der Art, wie das

Nächste Beste angefaßt wird, liegt sein eigenthümlich Erheiterndes.

Ist es ein landmännisches Vorurtheil, wenn man sagt, daß Hebel darin ein süddeutsches Element vertrete?

Zur Beruhigung für etwaige Eifersucht der Norddeutschen möge noch auf ein weiteres Element hingewiesen werden, das man vielleicht gern ausschließlich uns Süddeutschen überläßt, und das auch Hebel aufgenommen hat. Ich kann keinen andern Ausdruck dafür finden, als es ist: die Poesie der Dummheit. In der Gesellschaft, im schnell verhallenden anspruchlosen Wort läßt man den Mummenschanz der Vernunft leichter hingehen; schwieriger wird man bei dem Geschriebenen. Dennoch gehört es auch hier zu den echten Ergötzlichkeiten. Wir stehen da oft plötzlich vor einer kolossalen fast unglaublichen Einfalt, man stutzt, bis ein olympisches Gelächter ausbricht. Diese Gattung des Humors läßt sich nicht leicht unter einen Begriff bringen. Wenn Hebel erzählt, wie der Zundelfrieder aus dem Zuchthause entkommen, die ihn anhaltende Wache herzhaft fragt: „Könnt ihr polnisch?“ Die Schildwache sagt: „Ausländisch kann ich ein wenig, ja! Aber polnisches bin ich noch nicht darunter gewahr worden.“ „Wenn das ist,“ sagt der Frieder, „so werden wir uns schlecht gegen einander expliciren können. Ob kein Offizier oder Wachtmeister am Thor da sei?“ Die Schildwache holt den Thorwächter, es sei ein Polack an dem Schlagbaum, gegen den sie sich schlecht expliciren könne. Der Thorwächter kam, entschuldigte sich aber zum Voraus, viel polnisch verstehe er nicht. „Es geht

hier zu Lande nicht ab," sagt er, „und es wird im ganzen Städtel schwerlich Jemand sein, der capabel wäre, es zu dolmetschen." „Wenn ich das wüßte," sagte der Frieder und schaute auf die Uhr, die er unterwegs noch an einem Nagel gefunden hatte, „so wollte ich lieber noch ein paar Stunden zustrecken bis in die nächste Stadt. Um neun Uhr kömmt der Mond." Der Thorhüter sagte: „Es wäre unter diesen Umständen fast am Besten, wenn ihr gerade durchpassirtet, ohne euch aufzuhalten, das Städtel ist ja nicht groß," und war froh, daß er seiner los ward.

Wenn Hebel solches erzählt, so ist das eine so schöne Dummheit, daß es schade wäre, wenn wir ihrer entbehrten, so sehr man geistreicherseits die Nase darüber rümpfen mag. Es ist, Gottlob, dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen und daß wir auch die Poesie der Dummheit auf Erden behalten. Es kann dem Gescheitesten so was passiren.

Die Gaunergeschichten und die Lügenpoesie.

Zu den ausgiebigsten Gegenständen der Dichtung gehört allezeit die Darstellung des Energischen, des Freien im höchsten Sinne, indem ein Individuum, rein auf sich stehend und aus sich handelnd, die ihm entgegenstehende Welt entweder sich unterwirft oder daran untergeht. Hier gelangt die ungebändigte Vollkraft des Individuums zur rücksichtslosen Ausbreitung. Man tritt in jenen Zustand vor dem Gesetze, da noch alles Handeln der Menschen aus sich berechtigt und naturnothwendig ist wie Leben und Thun jedes andern Natur-

erzeugnisses. Der reine Selbsterhaltungs- und Selbstbefriedigungstrieb steht hier in seiner naturrechtlichen Unmittelbarkeit. Geschichtlich und im Verhältniß zur Menschengemeinschaft betrachtet wird jenes Leben zu einem Thun außer dem Gesetze oder gegen dasselbe, weil Geschichte und Gemeinschaft jedem Individuum alsbald Beschränkungen auferlegen; das Leben erhält ethische Grenzen und Zwecke, die nicht bloß mit dem von der Natur gesetzten Ende der Macht zusammenfallen, sondern man muß sich innerhalb der Grenzen der Naturmacht Beschränkungen auferlegen, wie sie der eben so berechtigte Selbsterhaltungs- und Selbstbefriedigungstrieb Anderer erheischt. Hiemit tritt die Herrschaft des Gesetzes ein.

Die Dichtung aller Völker hat die ungebändigte Subjectivität in ihrer naturrechtlichen Machtvollkommenheit in Sagen und Ueberlieferungen festgehalten. Mit dem Fortgang der Cultur ward aus dem ursprünglichen Kampf mit den Elementen u. s. w. ein Kampf mit menschlichen Einrichtungen, das Heroenthum in gutem und bösem Sinn.

Ein solches Heroenthum der modernsten Art hat Schiller in seinen Räubern aufgestellt. Die geregelte moderne Welt hat keinen Raum für die allseitige Bethätigung der ungebändigten Subjectivität; es bleibt dieser nichts übrig, als sich freiwillig der Welt gegenüber zu stellen. Schiller hat seinem Helden dabei einen ethischen Standpunkt gegeben, er läßt ihn nicht bloß in die naturrechtliche Selbstbefriedigung, unbekümmert um die Welt, treten, er will vielmehr nach seinem

subjectiven Drange die Welt in's rechte Geleise bringen u. s. w.

Die Romantiker gingen weiter, sie nahmen die naturrechtliche Subjectivität als solche auf. Die übermüthigen sogenannten Taugenichtse, die aus bloß subjectivem Belieben im Kampf mit der Welt leben, sollten durch das geregelte polizeiliche Staatsleben aus dem Revier der Wirklichkeit ganz verschossen werden; die Romantiker nahmen sie in ihr dichterisches Gehege auf. Sie hatten ihre Freude an den Wildlingen.

Hier wurden die Romantiker wiederum einem Zuge des Volksgeistes gerecht.

Wie man in den sogenannten höheren Ständen das Pikante, Waghalsige, auf die Messerschneide Gestellte liebt, um dadurch einen Nervenreiz zu gewinnen, so wird, und gewiß mit größerem Recht, im Volke die Kraft als solche mit der unversehenen, keck hervorspringenden Fülle ihres Inhalts staunend angeschaut. Dem Energischen, Machtvollen — ganz abgesehen von seinen sittlichen Beweggründen — wird eine gewisse Achtung gezollt. Die reiche Erfindung an Abenteuern und witzigen Verwicklungen, die sich hier aufthut, die Kraft in deren Besiegung, erfüllt den Geist des Lesers und Hörers unbewußt mit der angenehmen Empfindung seiner eigenen Kraftfülle und er sieht harmlos darüber hinweg, wozu sie hier angewendet wurde.

Der Genuß liegt hier nicht bloß in der Spannung des Lesers und Hörers, in der Aufregung, die das Schweben zwischen Furcht und Hoffnung erzeugt. Wie man in den verfeinerten Kreisen ein Talent als solches

verehrt — und bis zu einer gewissen Grenze mit Recht, weil es als schönes Naturerzeugniß dasteht — so erfreut man sich in den Volkskreisen an der Dehnbarkeit des Geistes, der allerhand Teufeleien in sich schließt und losläßt.

Die Freude an dem thätlich Kecken, subjectiv Uebermüthigen — was in der modernen Welt leicht zum Gaunerischen wird, wenn es nicht mit großer Heeresmacht und dergleichen auftritt — ist ein Grundton im Volkscharakter überhaupt und dem deutschen insbesondere. Das wird leicht als Auflehnung gegen Moral und Gesetz verdammt, aber es führt uns auf jenen nie versiegbaren Quell der ungebändigten Subjectivität, die ideell auch ihr Recht will. Wenn die alten Heroen mit Riesen und Drachen kämpften, so schlägt sich jetzt die ungebändigte Subjectivität mit der Staatsordnung und ihren bindenden Gesetzen herum, sie bricht der Polizei bald da bald dort durch den Zaun und lacht sich ins Fäustchen. Das ist die ewige Urmacht der Subjectivität, die von keinerlei objectivem Gesetz etwas will und weiß. Der Kasperle im alten Volksspiel parodirt nicht nur die ernste und sauertöpfische Ordnung, er behält auch Recht und betrügt die ganze Welt, nimmt der Polizei ihren Stock weg, prügelt sie durch, sperrt sie statt seiner in's Loch, lebt fröhlich und stirbt selig, und dreht zuletzt noch dem Teufel, der ihm dienen mußte, eine Nase und — hast ihn gesehen . . . fort ist er.[1]

[1] Pückler berichtet in seinen Briefen eines Verstorbenen (Th. 3. S. 137) wie sehr sich der englische Punch, der Bruder des Kasperle,

Es gehört eine sichere Hand dazu, um solche Teufeleien anzufassen und durchzuführen.

Der Poesie an sich wird Niemand das Recht bestreiten, das Schöne und Kraftvolle, ohne Rücksicht auf Moralzwecke und herrschende Gesetze darzustellen. Man kann zum Beispiel, von allgemein sittlichem oder auch von staatspolizeilichem Standpunkt aus, gegen die Raufereien, Schlägereien, Kiltgänge u. s. w. ankämpfen, der Dichter aber hat ein Recht, sie als bloße Naturerscheinungen zu fassen, sich wie der Maler an den schönen Bewegungen, an den Kraftäußerungen, die sich dabei kundgeben zu erfreuen und solche festzuhalten.

Für die Dichtung aus dem Volk bleiben daher derartige Momente in ihrer reinen Naivetät stehen, die aber bei einer Schrift für das Volk manche Aenderung und Einlenkung erleiden mag. Vielleicht kommen wir von hier aus dann wieder zu jener Harmlosigkeit des alten Volksspiels, das sich nirgends scheut, eine gesunde Prügelsuppe einzubrocken.

Hebel stimmte insofern mit den Romantikern überein, als auch er das Gaunerische und Uebermüthige aufnahm.

Es ist eine geschichtliche Thatsache, daß er in sich

diesen Uebermuth erhalten hat, Alles todtschlägt und zuletzt sogar den Teufel spießt.

In Deutschland ist das Puppenspiel zur völligen Parodie herabgesunken, das Kölner allein, mit seinen stehenden Figuren von Henneschen, Bestevater und Marizibill, macht hievon bisweilen noch eine Ausnahme.

selber eine Lust zu derlei tollen Streichen verspürte und sich nun im Ausdenken derselben gefiel. Hier stimmte nun wieder seine eigene Natur mit der allgemeinen des Volkes zusammen. Darum konnte er auch mit so breitem Behagen die Gaunereien seiner Landstreicher: des Zundelfrieder, rothen Dieter, Heiner und Zirkelschmied schildern; darum konnte er in ihnen unverwüstliche Typen des Volkslebens feststellen. Indem er sich an dem heitern Spiel des Lebens ergötzte und die Gaunerstreiche erfand und übertrug,[1] erfüllte er ein inneres Bedürfniß der Volksschrift, der der verschmitzte Schelm nicht fehlen darf. Das Anekdotische setzt sich musivisch zu einem größeren Bilde zusammen.

Oft, wenn er einen seiner durch die Staatsordnung verfehmten Lieblinge vorführt, ist es als ob er sich plötzlich besinne, daß er eigentlich für das Volk schreibe, zum Zweck der Belehrung. Es ergeht ihm dann, wie wenn man einen muthwilligen Schwank erzählt und auf einmal sich erinnert, daß etwa Kinder zuhören, die die Sache falsch verstehen könnten;

[1] Auch hier hat Hebel Einzelnes aus den alten Volksbüchern entlehnt und neu geschaffen, wie man auch früher Motive und Geschichten aus Aesop u. s. w. neu gestaltete. Bei der Geschichte: „Die drei Diebe," sagt er selber: „Sie ist in einem schönen Buche beschrieben und zu Vers gebracht," und in dieser Geschichte führt er seine Schelmen zuerst ein. Anderes hat Hebel, ohne es anzumerken, älteren Gedichten nachgebildet, so ist die Geschichte: „Drei Wünsche" in der „Mähre," die Wackernagel (Altd. Lesebuch Bd. I. S. 570) nach einer Heidelberger Handschrift aus dem 13. Jahrhunderte mittheilt, wesentlich enthalten. Hebel nimmt die Sache heiterer und vielleicht lebte sie auch in dieser Weise in mündlichen Berichten fort.

man giebt der Sache eine moralische Wendung, die aber meist paßt wie eine Faust auf's Aug'. So geht es Hebel, wenn er diesen Sachen eine Moral anhängt oder gar von vornherein durch das Bekenntniß, daß sie erfunden seien, ihnen die Spitze abbrechen will.[1]

Es geht hiebei wie bei dem Mährchenhaften: es ist unendlich schwierig, die reine Poesie walten zu lassen und doch den lehrhaften Zweck nicht aus dem Auge zu verlieren.

Je mehr die Mündigkeit des Volkes steigt, um so freier wird sich die ursprüngliche Unschuld des Phantasiespiels entfalten können. —

Mit der Spannkraft und Dehnbarkeit des Geistes, die das Gaunerische zum Ergötzlichen macht, hängt auch die Lügenpoesie zusammen, mit ihren sinnreichen Erfindungen. Sachen vorbringen, daß sich die Balken biegen, ist auch ein Ergötzen, wenn es auch keinen moralischen Zweck hat.

In der Lügenpoesie bekundet sich ebenfalls das schrankenlose Ausgreifen der Lustigkeit, die gern das drehend gewordene All mit freiem Willen auf den Kopf stellt. Schon die alten Volkslieder bieten hierin über die Maßen Possirliches, da es heißt:

[1] Die Erzählung: „Die drei Diebe" beginnt zum Beispiel: „Der geneigte Leser wird ermahnt, nicht alles für wahr zu halten, was in dieser Erzählung vorkömmt." Am Schlusse der Geschichte: „List gegen List" sagt der Frieder: „Wenn ich nur alle Spitzbuben zu Grunde richten könnte, daß ich der einzige wäre. Denn eifersüchtig ist er" — schließt Hebel schalkhaft.

Ein Amboß und ein Mühlenstein
Die schwummen zu Köln wohl über den Rhein,
Sie schwummen also leise;
Ein Frosch verschlang ein glühend Pflugschar
Zu Pfingsten auf dem Eise.

Dieses Gerechtwerden gegen den Uebermuth im Volksgeist hebt aber den Nachdruck der sittlichen Motive durchaus nicht auf. Man sagt wohl: das Lachen giebt ein Loch in den Respect; dies gilt aber nur von jener Würde, die eine äußerliche und unnatürlich aufgedunsene ist. Hebel bietet hierin wieder das Beispiel, daß man bei aller Scherzhaftigkeit und übermüthigen Laune sich die Würde für die höchste, die religiöse Einwirkung wahren kann.

Das Religiöse in der Volksschrift. — Ein Wort über die Volkspredigt. — Das Subjective in der Religion — Positives und Oppositionelles.

Die tiefe Innigkeit des deutschen Volksgeistes hegt vor Allem das religiöse Element in sich.

Meißelt der Humor auch lustige abenteuerliche Figuren in die großen Dome, so hebt diese kecke Laune doch die gewaltige einheitliche Andacht nicht auf, die das Ganze hält und trägt.

Der religiöse Grundzug des Volksgeistes giebt daher auch der Volksschrift Maß und Richtung. Der religiöse Grundzug ist an keine gewohnte und bestimmte Formel gebunden. Es wird daher nicht, wie so Manche wähnen, mit Verschwinden dieser

oder jener Erscheinungsart eine Haltlosigkeit über die Gesammtheit kommen und deren innerstes Wesen verzehrt werden, ebensowenig als wie Viele glauben, mit Verschwinden von Trachten, Bräuchen und Sitten das Volksgemüth sein innerstes Leben verliert. Das Leben, der Geist schafft sich allezeit neue Formen. Der deutsche Volksgeist ringt nach neuer Belebung des religiösen Grundzuges.

In den engen Kreisen unseres Stadtbürger- und Bauernlebens bewegt sich Alles fast ausschließlich in der familienhaften Umgrenzung. Die poetische Wiedergestaltung muß sich daher auch innerhalb dieser Linien halten, um verstanden und erfaßt zu werden. Die Interessen, die über das Familienleben hinausragen, überspringen in der Regel die Mittelstufen des Gemeinde- und Staatslebens und drängen sich alsbald an den Endpunkt menschlicher Entwickelung, an das religiöse Leben. Das politische Interesse sproßt noch nicht aus der tiefsten Wurzel des Gesammtbewußtseins; dazu wäre nöthig, daß es eine feste Gestaltung gewonnen hätte, in Instituten und Persönlichkeiten. Nur diese geben dem Gemeinbewußtsein Handhaben und Stützpunkte. Wo daher diese sind — wie zum Beispiel in den Rheinlanden das öffentliche Gerichtsverfahren, in einigen constitutionellen Ländern hervorragende Persönlichkeiten — da ist eine alle Schichten durchdringende Betheiligung am Rechts- und Staatsleben. So lange aber die Idee der vaterländischen Freiheit und Größe blos noch Idee ist und auf Gestaltung harrt, kann sie wohl die Gebildeten, an Abstraction und Reflexion

Gewöhnten, entzünden, das Volk im großen Ganzen aber nicht.

Anders aber verhält es sich mit der Religion: von ihr wird die Seele eines Jeden von Jugend auf erfüllt und eingenommen, sie hält den Menschen fest und stellt sich ihm in einem geschlossenen Institute dar, das er nicht erst aus der Idee zu erzeugen hat.

Schon dieser thatsächliche Zustand weist uns auf die besondere Aufgabe des deutschen Volksgeistes und der aus ihm wirkenden Volksschrift hin. Nur was aus der religiösen Kernwurzel treibt, gewinnt Macht und Gestalt und berührt ein lebendiges Interesse in Allen.

Es giebt viele Politiker, denen es sehr in die Quere kommt, daß dem so ist. Sie möchten gern nach französischem Muster einzig auf Veränderung der Lebens- und Staatsformen hinarbeiten, ohne viel nach dem Halt, den sie in den Tiefen der Gemüther haben, zu fragen; sie stehen auf politischem Boden in gleicher Linie mit den Kirchenmännern, denen es blos um Satzungen und Formeln zu thun ist.

Der Volksgeist modelt sich aber nicht nach den Wünschen Einzelner. Ein Liberalismus, der weiter nichts könnte und wollte, als jetzt auch wieder von oben herab, aus der Abstraction heraus, Gesetze zu dictiren und Alles am Schnürchen zu leiten, ein solcher wäre weiter nichts, als der links gewendete Uniformrock der Büreaukratie.

Es gilt daher, den Regungen des Volksgeistes nachzugehen und durch denselben die Freiheit zu begründen.

Dem religiösen Grundzuge gerecht zu werden ist daher unsere besondere Aufgabe und gewiß eine erhabene.

Der Cultus muß Cultur sein, die Religion muß Bildung werden, innere Befreiung und Erlösung des Menschen, seine wahre Wiedergeburt; nicht in Worten und Bräuchen, sondern in der That, im Charakter, in der Gesammtheit des Lebens, in der Reinigung und Heiligung alles echten menschlichen Wirkens.

Die staatliche und sociale Ausgleichung der Mißstände wird dadurch eine Weihe erhalten, die von innen kommt und unverwüstlich ist.

Es gehört zu den schmerzlichsten Betrachtungen, daß gerade von der Seite, von der aus alle Noth von den Herzen des Menschen genommen werden sollte, sei es aus Mißverstand oder aus Bosheit, der Menschheit die drückendsten Martern angethan wurden und werden.

Wenn bis jetzt Tugend und innere Heiligung vielfach dem Formelglauben und der vorgeschriebenen Werkthätigkeit des Kirchenthums geopfert wurden, so ist der deutsche Boden der Religiosität doch so tiefgrundig, daß er die edelsten Keime im Verborgenen hegt, die einst zur schwellenden Saat aufschießen können.

Es kommt hier nicht auf die Entscheidung an, ob die Religion mit in der rein menschlichen Bildung inbegriffen oder ihr letzter Endzweck sei; es kommt hier nur darauf an, daß sie überhaupt Bildung sei und werde.

Bei Besprechung der freien poetischen Gestaltung volksthümlicher Zustände und Charaktere wurde darauf

hingewiesen, daß die Religion die meist tragische Schlußwendung auffangen und in das Geleise der Versöhnung leiten könnte; hier nun, bei der Einwirkung auf das wirkliche Leben, soll und muß sie das Rad der Geschichte hemmen und in friedliche Bahnen lenken, bevor es in den Abgrund eilt.

Die Mißstände der Gegenwart können und sollen durch die Religion gesühnt werden, die die Herzen der Bevorzugten zur freien Hingabe und die Herzen der Belasteten zur friedlichen Ausdauer stimmt.

Das Wohlthun, in der umfassendsten Bedeutung des Wortes, *muß zur Religion werden*. Der neuen Zeit genügt es nicht mehr an stimmungsweisen und verzettelten Kundgebungen der Wohlthätigkeit, sondern sie sucht dieselbe in festen Einrichtungen zu begründen. *Jedes unselbstische Wirken für Andere muß sich als wesentlicher Inhalt der Religionsbethätigung geltend machen.* Nicht durch mittelalterlich geschlossene Formen und Bande, sondern durch zeitweilig wiederkehrende freie Willensbestimmung muß das neue Religionsleben sich seine sittliche Weihe erhalten.

Der Satz, daß die Religion wesentlich That sei, ist eben auf den Kanzeln zur abgenutzten bloßen Phrase geworden.

Es gilt jetzt, nun einmal vor Allem die That festzusetzen und fort und fort zu erneuern. Es handelt sich jetzt nicht mehr um Dogmen und metaphysische Probleme, ohne Einfluß auf das diesseitige Dasein, sondern um frische Bethätigung.

Religion ist Selbstüberwindung, die höchste menschliche Kraft, Unterordnung unter das höhere Wesen, Gott, das in unserm innersten Dasein lebt und über uns herrscht; die Religion allein, und nicht ein wenn auch noch so feingefugtes Nützlichkeitssystem, kann die neue Menschheit zu Friede und Schönheit des Daseins führen.

Wir Deutschen müssen darin vorangehen.

Die Religion als Selbstüberwindung erheischt aber nicht Opferung und Vernichtung unseres Seins, die zerknirschte Demuth, um etwa fremde Willkürlichkeiten und Autoritäten über uns schalten zu lassen; die Religion lehrt gerade das eigene Sein geltend machen als ein göttliches, ewiges; sie lehrt die Selbständigkeit heiligen und über die bloßen Subjectivitäten hinweg zu dem reinen Sein hindurch dringen und aus ihm handeln.

Die Verteufelung der Menschennatur mit all ihreu Neigungen und Bestrebungen aus der Erbsünde heraus führt ebenso zur Gottlosigkeit, wie die Vergötterung alles und jeglichen Thuns auf der andern extremen Seite.

Ein moderner Nihilismus versucht es bereits vielfach, die atheistische Verzweiflung im Volke auszubreiten; er denkt nur an Untergrabung der faulen Zustände und kümmert sich nicht um die von ihm verbreitete Bodenlosigkeit aller Zukunft.

Es wird ihm nicht gelingen, allen sichern Stand aufzulösen, wenn die Religion frei und frisch in's Leben überzugehen trachtet, den Angriff im freien Felde wagt und sich nicht in die polizeiverschanzten Kirchenburgen zurückzieht.

Die aus Verzweiflung hervorgegangene und an die Verzweifelnden gerichtete Literatur mußte sich als Gegensatz zu dem zeitgenössischen Staate herausstellen, der sich auf keine sittliche Grundlage, auf keinen Halt in den Gemüthern mehr stützen will, sondern sich nur als thatsächliche Gewalt geltend macht. Solchem gottlosen, entsittlichten Verfahren gegenüber, ist die Aufstellung einer entgegengesetzten thatsächlichen Gewalt in sich begründet. Der Staat, wie alles Leben der Zukunft, muß aber auf sittlichem Boden beruhen, die Neugestaltung auch aus sittlichen Motiven hervorgehen. Diese allein verleihen Hingebung zur nachhaltigen That.

Der Feindschaft gegen die Verunstaltungen des Menschenthums muß die Liebe zu diesem zu Grunde liegen.

Dem sogenannten religiösen Quietismus gegenüber, der in einseitiger Demuth nichtsthuerisch dahinschlendert, muß die Vollkraft der Selbständigkeit wach gerufen werden. Es sollte aber ein längst überwundener Standpunkt sein, diese Selbständigkeit als eine ungöttliche zu betrachten. Die getrennten und als Gegensätze geltend gemachten Standpunkte, auf denen man einerseits die Autonomie des Menschengeschlechts, andererseits eine außermenschliche, göttliche Fügung zum Princip der Geschichte macht, diese Gegensätze vereinigen sich wieder unter einem höheren Gesichtspunkte. Alle freie selbständige Wiedergeburt, der Einzelmenschen wie ganzer Nationen, die sich in ihrem innersten Wesen zusammenfassen und demgemäß aus der Selbständigkeit ihr Leben gestalten, beruht wiederum in Gott, der dieses

innerste Wesen gesetzt hat und dessen Selbständigkeit ausmacht. —

Es giebt keine Volksbildung überhaupt und keine deutsche insbesondere ohne die religiöse Bildung.

Auf diesem Wege ging Hebel ebenfalls voran. Er suchte aber nicht, wie so Manche, hier seine Predigten los zu werden oder jeden Balken am Bau einer Erzählung zu einer Kanzel zu verwenden, um von da aus predigen zu können. Leicht und ungesucht, ohne plötzlich aus einer höher gezwängten Tonart zu sprechen, sondern einfach und innig geht er zu dem Höchsten über, zu Ausspruch und Erweckung des Religiösen.

Nichts ist leichter, als auf der Kirchenorgel das Register der hochtönenden allgemeinen Redensarten von der Herrlichkeit, Allliebe, Allgüte und Allweisheit Gottes zu ziehen. Nichts ist auch häufiger, weil man die Theologie lernt, statt das Gottesbewußtsein, die ewige Herrschaft des unendlichen Geistes, in den tausend Einzelheiten des Weltlebens selbständig zu finden und darzustellen.

Hier tritt nun bei Hebel die poetische Begabung, mit ihrer Anlehnung an ein kleines plastisches Ereigniß in ihrem schönsten Glanze hervor. Ich erinnere beispielsweise nur an „Die Baumzucht,“ an die „Betrachtung über ein Vogelnest,“ an das „Morgengespräch des Hausfreundes und seines Adjunkts.“ Die lichte Heiterkeit, der fröhliche Gottesschein liegt hier überall ausgebreitet; denn die Religion ist eine Religion des Lebens und nicht des Todes.

Es ist ein in sich verkehrtes und in seiner An-

wendung fast nur peinigendes Verfahren, wenn man, wie so oft geschieht, in Predigten und poetischen Volksschriften den Todesschweiß und das letzte Stöhnen des Sterbenden, das dumpfe Rascheln der Erdschollen auf dem Sarge vor die Seele führt; wenn man das fleischlose Todtengerippe als schreckbare Vogelscheuche in den blühenden Garten des Lebens stellt. Das sind Bilder, um Menschen zu rühren, die, wie man sagt, Nerven wie Batzenstricke haben.

Aber die Religion in Schrift und Wort soll nicht vorzugsweise niederdonnern, sondern erheben und kräftigen, das frische Leben heiligen. Gewiß, wir lernen das Leben in seiner wahren Bedeutung aus dem Tode verstehen, seine Endschaft und seine Unendlichkeit. Wir müssen uns bisweilen hinausschwingen an jenen letzten faßbaren Punkt, um von da aus als Sieger in die Welt zurückzukehren, die uns nichts mehr anhaben kann. Es wäre aber bloßes quälerisches Behagen und kraftlose Selbstauflösung, vorzugsweise an jenem Endpunkte zu verweilen. Dieses Moment sollte also nicht aus der Volksschrift verbannt, sondern nur auf jenen Raum beschränkt werden, der als Punkt außerhalb des Lebens gelten kann, um dieses selbstthätig zu bewegen; dann aber soll die „seufzende Creatur," sollen diejenigen, die unter des Tages Mühe und Noth schmachten, hinausgeführt werden auf den sonnigen Plan des Lebens, um nieden Freude und Seligkeit zu schöpfen. Hier zeigt es sich dann, ob die Gotteserkenntniß blos in der Abstraction und aus Büchern gewonnen, oder im Leben erfaßt wurde.

Wie menschlich fromm Hebel den Predigerberuf auffaßte, zeigt sich besonders auch in dem hinterlassenen Bruchstücke seiner Antrittspredigt, die er sich aufgesetzt hatte, um einst (bei der ersehnten Rückkehr auf eine Dorfpfarrei) sein Verhältniß zu seinen Pfarrkindern damit festzustellen. Da ist nichts von jenem salbungsvollen Hochmuth der Schriftgelehrten; es wird keine von Außen überkommene Weihe in Anspruch genommen, sondern nur die aus dem geläuterten Herzen sich erschließende. Einfach und schlicht erzählt Hebel, wie er gelebt, wer er sei, wie ihn Gott geführt, wie er dessen Heiligkeit erkannt und — was er nun zu erstreben suche. Er tritt herab von seiner erhöhten Stufe und stellt sich unter die Seinigen als Gleicher; er zeigt ihnen die frommen Gedanken, die seine Brust bewegen und will menschlich vereint, Gott dienend mit seinen Brüdern leben und sich heiligen. Er macht keinen weitern Anspruch für sich als den, daß er treu und redlich den Gesetzen Gottes in dem eigenen Leben wie in dem der Menschen überhaupt nachzuforschen trachte.

Allerdings tritt hierdurch das Subjective ganz in den Vordergrund, aber wenn es sich so und nicht als Autorität giebt, wenn es sich in den Urgrund des eigensten Wesens vertieft, wenn es seinen reinen klaren Inhalt ausbreitet, so ist das die echte Bereicherung menschlicher Gotteserkenntniß. Durch das Subjective, durch das Bekenntniß, wie man selbständig die ewigen Wahrheiten wieder gefunden — ist die freie Wiedergeburt des Religiösen gegeben. Und dann: sind jene, die immer im Namen der Kirche oder im Namen

Gottes sprechen, minder subjectiv? Oder haben die Propheten und Apostel, die eine ihnen gewordene Offenbarung verkündeten, nicht ihre subjective Wahrnehmung dabei ausgesprochen?

Das System, die reine Wissenschaft läßt alles Subjective hinter sich und baut auf ein abstractes gemeingültiges Princip das allgemeine Gebäude (obgleich auch hier die Entstehung des Princips in dem die Wissenschaft bauenden Subjecte dem Nachconstruirenden zum besten Anhaltpunkte dienen kann), die unmittelbar praktische Wahrheit braucht nicht von dem Subject abgelöst zu werden; es kann solche in sich zu einem System ausgebildet haben, in der Einzeldarlegung aber erscheint sie wieder als subjective.

Was die Religion durch solches Subjective an kirchlicher Uniformität verliert, das gewinnt sie an lebendiger innerer Einheit und wird von dieser weit aufgewogen. Die Propheten und Apostel stellen die von ihnen erkannten Wahrheiten auch subjectiv dar und doch hängen sie innerlichst zusammen. Gerade daß der biblische Codex die Auffassung Vieler in sich schließt, gerade das giebt ihm seine universelle Anwendung.

Da tritt nun ein vielerfahrener Mann vor eine Versammlung, und zeigt ihr das Ewige im Wandel der Dinge, wie er es selber erfahren, nicht als Schulweisheit, nicht als Gelehrsamkeit, sondern als wirkliches Leben, und es geht wieder ein in das Leben.

Die Theologie behält ihre Bedeutung als Wissenschaft, als Kunde von der Entwicklung des religiösen Bewußtseins in der Menschheit im Laufe der Zeiten;

sie führt auf Tiefen, die sich dem subjectiven Einzelleben vielleicht nie aufgethan hätten, sie macht theilhaftig der Arbeit und Errungenschaft aller Zeiten und gestaltet das Menschenthum zur Einheit — dann aber muß die Religion subjectiv lebendig werden.

Der Staat kann freilich nur Prüfungen veranstalten, in denen sich das Wissen kund giebt; er muß sich damit begnügen. Das Höchste und Innerlichste läßt sich aber nicht in Schulen lernen und nicht im Examen abfragen.

Wie in der modernen Welt vielfach das, was ehedem Wesen war, Form geworden ist, äußerlich zu erringendes Wissen und Geschicklichkeit — so ist auch mannigfach das, was ehedem Beruf war, Amt geworden. Nicht die Naturbefähigung ist entscheidend, sondern die erworbene Geschicklichkeit, die Formfertigkeit. Darum ist so viel Verdumpftes, Hohles, in reingeistigen Verhältnissen. Tausende sind Richter, Prediger u. s. w., nicht weil es ihr Beruf, sondern weil es ihr Amt ist; sie vollführen ihre Obliegenheit als etwas Erlerntes, im gewohnten Schlendrian. Ein lebendigeres, von der Theilnahme Aller getragenes Staats- und Religionsleben kann hier allein abhelfen. Das Rechts- und Religionsbewußtsein wird dann dem Volke nicht mehr blos von außen zugetragen werden; man wird auch die eigene Stimme vernehmen, in selbstthätigem Ausspruch, oder als Widerhall von erhöhter Stufe.

In der Wahl des Ausdrucks steht die Volkspredigt in gleicher Linie mit der Volksschrift. Das Volksthümliche besteht nicht darin, daß man sich in Wort und

Ausdruck an die gäng und gäben Redensarten halte; diese können oft als schlagende Beweise angeführt werden, um Anfang oder Ergebniß eines umfassenden Gedankenganges zu veranschaulichen. Eine Mosaik von Volksausdrücken wäre aber hier wie dort unanwendbar. Es muß immer wiederholt werden, daß Schrift und Wort Erhebung bieten sollen, in Gedanken wie in Worten. Es ist ein besonderer Vorzug des deutschen Volkes, daß bei ihm das Ideale volksthümlich ist, der kühnste Schwung reißt die Herzen am meisten hin, nicht das Platte, das Alltägliche; darum ist auch Schiller in seiner schwunghaften Idealität der volksthümlichste deutsche Dichter und wird es immer mehr werden.

Auf dem Standpunkt, auf dem die Religion Bildung zu werden strebt, erhebt sie sich unmittelbar über das Confessionelle. Da Anfang und Ende hier wieder eins sind, kann man eben sowohl sagen: die Religion bewegt sich hier in dem Gebiete, wo das Gottesbewußtsein noch nicht in geschiedenen Formen erstarrt ist, oder in jenem, wo sie den Durchgang durch die geschiedenen Besonderheiten bereits vollendet hat. Daher ist dieser Standpunkt der rein positive, sei es nun vor oder nach der Negation, sei diese bereits überwunden oder noch nicht vorhanden.

Jede wahre Position wird dabei auch von selbst zur Opposition, so still und naturgetreu auch ihre Bewerkstelligung sein mag. Der Baum stößt die Blätter ab, erst wenn sich neue Keime angesetzt haben, dann aber auch unausbleiblich. Müssen die neuen Keime in den geschlossenen und zugleich schützenden Hüllen noch

einen Winter lang in lebloser Erstarrung ausdauern, und uns das scheinbare Bild der kahlen Abgestorbenheit vor Augen lassen: die junge Frühlingssonne sprengt die braunen Panzerschuppen, regt die Triebe in den erstarrten Keimen, und macht sie aufgehen zu saftfrischer Blüthen- und Blätterpracht.

Nach einer nordischen Sage schloß einst Gott mit dem Teufel einen Vertrag, wonach alle Seelen, die zur Zeit da die Zweige entblättert sind, dahinfahren, dem Teufel gehören sollten. Nun hält aber fortan das niedere Gehölz und der kurzästige Baum die dürren Blätter fest, bis neues Laub da ist; sie können sich nicht mit Zukunftsknospen begnügen. Der Teufel ist geprellt. — —

Alles Leben ist der stetigen Wandlung unterworfen. Es kann in seinen Erscheinungsformen absterben, in seinem innersten Wesen aber nie.

Ist es schon gegenüber dem in Formen erstarrten Staatsleben, das nur die äußere That in seinen Bereich zieht, nicht möglich, ideell positiv zu verfahren, ohne alsbald in Opposition zu gerathen, so ist dies auf dem Gebiete der Religion, die an und für sich nur ideell positiv sein soll, noch weit weniger der Fall. Der nicht an die gewohnte Form gebundene Gedanke gilt hier unmittelbar als Feind.

Hebel, der die humane Anerkennung aller Religionsformen im Auge hatte, ohne dabei auf eine Neugestaltung aus diesem Princip hinzuarbeiten, hielt sich in seinen Volksschriften vom Confessionellen fern. Er tritt in religiösen Dingen rein und allgemein positiv auf,

aber auch bei ihm wurde dies zur Opposition, oder mindestens von den an der Besonderheit Haftenden so aufgefaßt.

Aus seiner Biographie ist bekannt, daß Hebel für den Jahrgang 1814 des Hausfreundes eine Erzählung „Der fromme Wunsch" geschrieben hatte. Diese Erzählung wurde auf Betreiben der katholischen Geistlichkeit unterdrückt und Hebel darüber so verstimmt, daß er den Kalender aufgab. Er war in keiner Weise eine kämpfende Natur, außerdem durch Ueberhäufung mit Amtsgeschäften mißmuthig; und die Erfahrung, daß es nicht möglich ist, positiv in der Religion sich zu verhalten, ohne unversehens mit einem Kirchenthum in Widerstreit zu gerathen, mochte ihn in sich zurückscheuchen.

Der friedfertige, harmlose Hebel verfiel dem erbitternden oder doch verschüchternden Einflusse der Censur.

Die Bibel als deutsches Volksbuch. — Der Bibelton in der Volksschrift.

Es ist mehr als bloße äußerliche Zufälligkeit, daß mit der Bibel zuerst sich die neuhochdeutsche Schriftsprache festsetzte. Die Bibel wurde dadurch nach Gehalt und Gestalt der Codex des neuen Schriftenthums und wirkte besonders auf den eigenthümlichen Charakter der deutschen Volksschrift ein. Der Bibelton ist der verständlichste und volksthümlichste, Anknüpfungen an Geschichten und Bilder aus der Bibel finden die allgemeinste Aufnahme.

Ganz abgesehen von ihrer theologischen Bedeutung, rein ästhetisch betrachtet, bleibt die Bibel noch immer

das Muster eines Volksbuches. Ihre Poesie kann von der Exegese der Schriftgelehrten, die aus jedem Wort und jeder Wendung ein Dogma herausquälen, nicht zerstört werden. Sie giebt die concrete Anschauung eines Naturvolkes, stellt die Charaktere unmittelbar hin mit all den kleinen Lebenszügen der Individualität, die Lehre ergiebt sich von selbst, nicht in kalter Abstraction oder in überschwänglichen Ergießungen. Alles ist hier noch eins, das Allgemeinste und Höchste stellt sich in dem Besondern dar. Vor Allem aber zeigt sich das Walten der höheren allgemeinen, das Individuum beherrschenden Macht in naiver Gegenständlichkeit.

An der Bibel arbeitete eine ganze Nation, durch mannigfache Wandlungen der Geschichte. Das verleiht ihr eine Inhaltsfülle wie kein anderes Buch sie besitzt, und menschlich gefaßt ihre göttliche Bedeutung. Der Geist eines ganzen Volkes liegt in diesem Buch eingeschlossen. Kein Einzelmensch kann ein solches vom Volksgeist erzeugtes Buch hervorbringen; gleicherweise wie — mit modernen Ergebnissen verglichen — kein Einzelner eine solche Fülle und Tiefe aus sich entfalten kann, wie wir sie in einer Volksliedersammlung finden.

Die Bibel, dieses älteste Volksbuch in doppelter Bedeutung, das zum Buch der Völker geworden ist, suchte Hebel zu nationalisiren, deutsch zu machen. Waren die „Biblischen Geschichten" zunächst auch blos für Kinder abgefaßt, so ist doch die Grundabsicht, diese Geschichten der deutschen Auffassungs- und Anschauungsweise näher zu bringen, eine höhere volksthümliche.

Hebel ging von dem gewiß unbestreitbaren Grundgedanken aus, daß auch die nachbiblische Völkergeschichte und die daraus erwachsene Volksanschauung gleicherweise als heilig betrachtet werden könne und solle. Hierbei muß aber stets bedacht werden, daß die unmittelbare Beziehung aller Lebensäußerungen auf Gott der abendländischen Weltanschauung und Weltthätigkeit nicht entspricht, weil hier, im Gegensatz zum Orient, das Individuum in den Vordergrund tritt und erst in der Reflexion die Unterordnung des Einzelnen unter das Allgemeine und Ewige sich herausstellt. Im Occident tritt die freie Selbständigkeit des handelnden Individuums hervor, während es im Orient aufgelöst ist in die Staats- und Gottesidee und diese als das Bestimmende in jeglichem Thun vorherrscht. Es widerspricht zum Beispiel ganz der abendländisch volksthümlichen Empfindungsweise zu sagen: Gott führte die Allemannen, Gott schickte Attila, Gott schlug Napoleon u. s. w., obgleich die Philosophie der Geschichte dies bei den Allemannen und dergleichen eben so gut anerkennen muß, als bei irgend einem jüdischen Stamme oder Fürsten.

Mit dieser veränderten Betrachtung unserer geschichtlichen Thatsachen steht auch die Bildungsgeschichte in genauer Verbindung. Je weiter die moderne Bildung fortschreitet, desto mehr geht sie vom Individuellen aus, das erst aus dieser seiner Besonderheit sich zusammenschließt mit dem Allgemeinen, mit dem Staat, mit der Einheit in Gott. Umgekehrt war es bei den alten Völkern und hier namentlich bei den Juden; je mehr

sich die Bildung individualisirte, je mehr der Einzelne sich ablöste und in sich abrundete, desto mehr bereitete sich der Zerfall vor. Das alte Religionsleben geht von der Offenbarung, das moderne von der Bildung aus. In der modernen Welt steigt das Ich auf zum All, in der alten war das All zuerst gesetzt und umschloß das Ich. Dort geht man vom Selbstbewußtsein, hier ging man vom Gottesbewußtsein aus. Dieses letzte verleiht eben der Bibel ihren vorherrschend theokratischen Charakter.

Die Bibel durch Umarbeitung abendländisch nationalisiren wollen, führt eben so sehr zur Verletzung des Geistes, in dem sie ursprünglich abgefaßt ist, als man auch dem modernen Nationalgeiste, dessen Gepräge sie tragen soll, nicht gerecht werden kann.

Es mag aber auch noch eine höhere Bedeutung darin liegen, daß die Bibel in den Händen der verschiedenen Nationen sich ihre Ursprünglichkeit wahre. Als die Zeit der Nationalreligionen zu Ende ging und die Religion der Menschheit und Menschlichkeit an deren Stelle treten sollte, als die neue Epoche der Weltgeschichte anhub, in der fortan, im Gegensatz zur alten Welt, verschiedene Nationen neben einander Träger des geschichtlichen Fortschrittes sein sollten, da ward den Völkern die Bibel in die Hand gegeben. Es wäre in der alten Welt nicht denkbar gewesen, daß ein Volk aus einem Buche fremden Ursprungs, fremder Sitte und Anschauungsweise, die wesentlichen Momente seiner Weltbetrachtung entnehme. Das ist aber gerade ein hervorstechender Zug der neuen Völkerfamilie, daß man das Nationale, was zeitlich und räumlich draußen steht, in

seiner Besonderheit anerkenne und in seinem rein menschlichen Gehalte in sich aufnehme. Als die Nationalitäten aus der starren Ausschließlichkeit und der Mißachtung alles Fremden erlöst wurden, um das allgemein Menschliche in sich zu beleben, da war die Bibel in ihrer scharfen nationalen Ausprägung das trefflichste Mittel. Die Bibel ist nicht nur ein Volksbuch, sondern ward auch das Buch der Völker; sie läßt sich daher auch aus dem Grunde nicht nationalisiren, weil es sich mit in ihre Aufgabe schloß, den Nationen ein Buch zu sein, woraus sie fremdes, und hier vergangenes, Nationalleben in seiner gerechten menschlichen Bedeutung anerkennen lernen mögen. Hebt man die Originalität der Bibel auf, wird sie von den Deutschen deutsch, von den Franzosen französisch national u. s w. umgeprägt, so verliert sie eben damit die bezeichnete Bedeutung. —

Daß und wann füglich die neue Volksschrift den Bibelton anschlägt, bezeichnet Hebel gar schön in der Erzählung: „Einer Edelfrau schlaflose Nacht", indem er dort sagt: „Ein Gemüth, das zum Guten bewegt ist, und sich der Elenden annimmt, und die Gefallenen aufrichtet, ein solches Gemüth zieht nämlich das Ebenbild Gottes an, und fällt deßwegen auch in seine Sprache."

Wie in der bildenden Kunst das Studium der Antike von unvergänglicher Bedeutung bleibt, weil hier die reinen Formen menschlicher Erscheinung zur Anschauung gebracht sind, so sind auch in der Bibel die Urformen und Grundlinien mensch-

lichen Seelenlebens gegeben; wir werden immer daran zu lernen haben. Die bildende Kunst kann aber nicht immer blos den Charakter der Antike und die Volksschrift nicht immer blos die Bibel nachahmen wollen.

Verhöhnung und Verzweiflung und ein frisches Herz.

Es läßt sich nicht verkennen, daß es eine sehr wohlmeinende Richtung giebt, die im Unmuth über die zeitgenössischen Verhältnisse die scharfe Lauge des Hohns über sie ausgießt, die Spott und Verachtung als Reizmittel der Erweckung betrachtet. Möglich, daß ein derartiges Verfahren nützlich und nothwendig ist — obwohl es noch des geschichtlichen Nachweises bedarf, daß je ein Volk aus Spott über seine öffentlichen Verhältnisse diese anders gestaltete — für die Volksschrift aber dünkt mir ein solches durchaus am unrechten Ort.

Bei einem Volke, das die wahre menschliche Freiheit noch nie besessen, oder wo dem gegenwärtigen Geschlechte die Erinnerung an dieselbe verloren gegangen, da ist die Verspottung des Knechtssinns und der daran haftenden Zustände meist nur zum Selbstgenügen des sich befreienden Autors.

Wäre es aber auch ein Mittel der Befreiung für Andere, so ist es nur äußerst selten und behutsam anzuwenden.

Wie von der Besserung desjenigen Menschen wenig zu hoffen ist, der sich seine Verderbtheit leichthin ins Gesicht hinein sagen läßt, oder sie gar selber redefertig bekennt, so auch bei einer großen Gesammtheit, einem ganzen Volke.

Aber auch die höher Gebildeten, die auf abstractem Wege die Idee der Freiheit gefunden, stumpft der Spott leicht ab.

Es ließe sich sogar darthun, daß auch in den sogenannten höheren Kreisen die literarischen Brandraketen nur wie eine kurzweilige Feuerwerkerei angesehen werden. Die Verhöhnungen des deutschen Michel, was haben sie bewirkt? Haben sie schlummernde Gemüther geweckt? Diese halten solche Anregungen fern, oder betrachten sie aus der literarischen Perspective und lassen sich davon amüsiren. — Haben sie wache Geister zu lebendiger That geführt? Diese begnügen sich meist mit dem Kitzel der Eitelkeit, daß sie Das schon längst gewußt und geahnt, daß aber nicht zu helfen sei, bis einmal wieder eine große Kriegsnoth oder etwas dergleichen komme, auf das man natürlich warten müsse. Und wenn am Ende ein Geniebegabter Alles durchweg verneint und verhöhnt, ohne uns je einen ethischen Hintergrund erkennen zu lassen, der zu solcher Negation berechtigte und auf dem sich ein neues Leben auferbauen könnte, ohne für irgend etwas noch Liebe zu empfinden, die zu heiligem Zorn zu entflammen vermöchte; wenn Alles blos dem muthwilligen Spaß geopfert wird, so reibt sich der Philister schmunzelnd die Hände und sagt: er ist doch eben ein Tausendsasa und brillanten Witz hat er, das ist nicht zu leugnen. Die literarische Kritik lacht sich auch ins Fäustchen und freut sich im Stillen, daß er Diesem und Jenem, der es allerdings verdient, den hochgetragenen Kopf tüchtig gewaschen.

Und am Ende bleibt Alles beim Alten. Dem Philister macht es zu viel Mühe, zur neuen Gemeinderathswahl seine Stimme abzugeben, die Kritik ist zufrieden die Sache gehörig registrirt zu haben.

So weit ist es Gottlob im Volke noch nicht und es wird wohl auch nie dahin kommen. Die literarische Genußsucht mit ihrer lahmen Thatlosigkeit ist hier noch nicht eingerissen, man sucht die Mahnungen und Hinweisungen einer Schrift noch mit dem Leben zu vereinbaren.

Was soll nun die Verhöhnung und Verspottung dem Volke? Ist es doch nicht seine Schuld, sondern vornehmlich die der Pfaffen und Büreaukraten, daß das schöne menschliche Leben verunstaltet und fast verloren ist. Himmel und Erde sind gestohlen. Wozu schlägt man den Beraubten?

Aber nicht nur in Rücksicht auf äußere Anwendbarkeit, sondern auch aus Gründen der innern Entwicklung scheint mir die Stufe der bloßen Satyre, des Hohns und der Verspottung eine Uebergangsstufe, die nur dann allgemein ersprießlich und nicht blos befreiend für das bewegte Individuum wirkt, wenn das Endziel sich bereits kund zu geben vermag.

Wie im religiösen Leben die Stufe des Zweifels und der Verzweiflung (auf der allerdings Viele ihr Leben lang beharren) folgerichtig zu einer vernunftklaren Erkenntniß oder gläubigen Hingebung fortschreiten muß, so kann und muß auch im politischen Leben (in seiner umfassendsten Bedeutung) die Uebergangsepoche

des Zweifels und der Verzweiflung zu einer rüstigen, frohmuthigen Zuversicht sich fort entwickeln.

Wer je die Schmerzen der Welt, die Qual über die immerfort sich erneuende Verunstaltung des Menschenthums im Herzen getragen, der kennt jenes Zittern und Zagen, jenes Bangen und Zürnen, das die Seele mit unendlichem Wehe zu erdrücken droht. Lange kann er todesbetrübt dahin gehen und ihn jammert der Menschheit — bis er endlich und die Menschheit in ihm neu wiedergeboren wird und er gewinnt ein frisches Herz.

Wir sind, trotz äußerer Hinderungen, in unseren Tagen doch zu einer Oeffentlichkeit gelangt, wie sie noch zu keiner Zeit da war. Die flüchtigsten Regungen der Seele gewinnen Wort, die tiefsten Abgründe werden unverhohlen aufgedeckt; wir entwickeln uns vor den Augen der Welt. Trotz mancher lügnerischen Grimassen, trotz mancher Schönthuerei mit erheuchelter innerer Pein, bekundet sich wesentlich darin der Segen der Wahrhaftigkeit und die Wahrhaftigkeit wird uns frei machen.

Wir sind über die Stufe der Zerrissenheit hinaus, da man sich in allgemeinen unbestimmten Klagen ergoß. Wir haben die Noth bestimmt und klar in's Auge gefaßt. Der in solcher Allgemeinheit mit Unrecht verspottete Weltschmerz verhallt nach und nach zu einer stillen Trauer in den Gemüthern und verleiht ihnen einerseits persönliche Entsagung und Aufopferungsfähigkeit, andererseits Muth genug, sich zur gesunden That zu bereiten. Wer es mit sich und der Menschheit wohl

meint, muß ringen und streben, ein frisches Herz zu gewinnen.

Alle diejenigen, die dem Volke einen erlösenden Gedanken in die Seele legten, von den größten weltgeschichtlichen Befreiern und Erlösern bis zu den kleinen in enger Begrenzung, alle diese haben den Zerfall mit sich und der Welt, den Kampf um die Hingebung, um das Vertrauen auf die Erlösung — zuerst in der Wüste, in stiller Einsamkeit, in der eignen Brust ausgekämpft. Erst wenn sie hier die Heilung für sich und andere gefunden, erst dann sind sie mit frischem Herzen hinausgetreten, strafend, richtend, aber auch erhebend.

Widerstreitet dieß aber nicht der Wahrhaftigkeit, in der allein der Segen der Freiheit ruht? Darf man dem Volke den Zwiespalt und den Zerfall vorenthalten, aus dem die Erlösung sich ergab?

Es mag Zeiten geben, und die Geschichte zeigt uns solche, in denen nur aus einem allgemeinen Untergange, und sei es auch ein ideeller, das heißt eine Zerstörung der ganzen bisherigen Weltanschauung, die Wiedergeburt kommen kann. Ich glaube nicht, daß unsere Gegenwart eine solche ist. Die Keime des neuen Lebens sind bereits vorhanden, nur verschüttet und vielfach verderbt. Das neue Völkerleben hat mit seiner Vergangenheit nicht durchaus zu brechen, vielmehr kann und soll diese in ihrem innersten Princip herübergenommen werden in die Zukunft. Es kann und muß möglich sein, über den Abgrund eine Brücke zu bauen. Wir bedürfen nicht einer völligen Auflösung alles

bisherigen Zusammenhangs, um den neuen natur- und zeitgemäßen zu finden.

Mag man indeß auch noch darüber streiten, ob dem Volke die Rathlosigkeit des Zerfalls vorenthalten werden kann, hier ist wesentlich nur von Bedeutung, daß man bereits selbst die Einigung gefunden haben müsse, um jenen in Anderen versuchen zu dürfen.

Wenn ich in Bezug auf volksthümliche Thätigkeit überhaupt und die literarische insbesondere eine Ueberwindung der Verzweiflung und der daraus folgenden Verhöhnung u. s. w. erheische, so will ich damit keineswegs jenes eitle ewige Singen und Sagen von der Größe und Herrlichkeit der deutschen Nation gut heißen, zumal, da gerade dieses Verfahren bei den Staatssophisten, wie bei denen, die das Handwerk auf eigne Rechnung treiben, so beliebt ist. Es ist gleich empörend, den überschwänglichen Lobsalm deutscher Volksehre, deutscher Freiheit und Kraft hören zu müssen, wo sie doch nicht zu finden ist, dieses Herausstreichen und Aufputzen anderen Nationen gegenüber zu sehen — wie es auf der andern Seite abstößt, nur immer von Niedertracht u. s. w. sich vordeclamiren zu lassen.

Es ziemt einem Volke nicht, sich von noch so wohlgemeinter Verehrung hätscheln und mit Zuckerworten abspeisen zu lassen.

Man kann die innere Kraft hoch achten und dabei dennoch die unwürdigen Zustände erkennen, ja man muß beides zugleich.

Volksschrift und Kinderschrift.

Die Widersinnigkeit, diese beiden so oft neben einander auf dem Titel ein und desselben Buches genannt zu sehen, könnte empören, wenn es nicht allbekannt wäre, daß blos äußerliche Speculation und kein innerer Gedanke diese Verbindung zu Stande gebracht hat.

So wenig daher auch zu erwarten sein mag, daß die unnatürliche Verbindung fernerhin vermieden werde, mögen doch einige Andeutungen zur Erkenntniß und Weiterführung durch Andere dienen.

Die Naivetät des Kindes ist von der des gereiften schlichten Mannes durchaus verschieden. Beim Kinde muß die Anschauung erst gebildet, beim Volke aber die bereits ausgebildete Anschauung zu Gedanken und Gesammtbegriffen erhoben werden. Dort muß die Welt erst erschlossen, hier die theils falsch theils zerstreut erkannte Welt berichtigt und ergänzt werden.

Der erwachsene Mann aus dem Volke bedarf anderer Kost als der eigens für den Kindermagen zubereiteten. Sind schon diejenigen Kinderschriften weniger fruchtreich, in denen Alles plan und platt ist, und die kein wiederholtes Lesen vertragen, so ist dies noch weit mehr bei der Volksschrift der Fall.

Darum stößt es auf einen inneren Widerspruch beim Mann aus dem Volke, es beleidigt ihn, wenn man ihn in der Schrift zu den Kindern in die Schule schickt; er ist kein Neuling in der Welt, er kennt sie längst, weiß sie nur nicht immer im Zusammenhang zu fassen und zu deuten. Der Staat ruft ihn zur Soldaten=

pflicht, fordert Steuern von ihm ein u. s. w. was soll da ein Zurückgehen auf die Uranfänge menschlichen Seins? Das heutige Volk hat die Schule längst verlassen, das jetzige Männergeschlecht hat in der Regel den ordnungsmäßigen Schulunterricht genossen, es will über andere Interessen belehrt sein.

Der schulmeisternde oder gar kindliche Ton der Volksschrift bringt es dazu, daß sich der gereifte Mann höchsten Falls lächelnd abwendet und nichts davon wissen will.

Ich kenne eine Volksschrift, in der das Landvolk mit „Lieber Bauer!" angeredet wird. Zu solcher süßlichen Schulmeisterei führt ein verkehrter Geschmack.

Wenn auf dem Lande Lesevereine, Leseabende und dergleichen eingerichtet werden, sollte nicht das Schulzimmer, sondern ein Zimmer des Rathhauses dazu gewählt werden. In den Erwachsenen regt sich mit Recht eine Widerspenstigkeit gegen die Anmuthung, sich noch einmal in die Schulbänke einzwängen zu lassen; das Rathhaus ist der Ort für Männer, die sich selbständig am Leben betheiligen. Das Gemeindeleben ist ein sichtbarer Mittelpunkt der Menschengemeinschaft, es wird auch in der Volksschrift seine Bedeutung geltend machen und geht die Kinder nichts an.

Eben so sehr es sich innerlich widerspricht, das Volksleben wieder in die Kinderhaftigkeit hinab zu zwängen, eben so verkehrt ist es aber auch, den Unterricht in der Staatsverfassung ꝛc. zu einem Schulgegenstand machen zu wollen. Was soll den Kindern ein so trockenes Paragraphenwesen, dessen Inhalt sie doch nicht

fassen können? Sollen die Kinder in der Schule noch durch eine weitere Langweiligkeit gemartert werden? Solches Ansinnen beruht auf einer innern Verkennung des organischen Lebens, es hängt, trotz seines liberalen Scheines, mit jenem büreaukratischen Schulmonarchismus zusammen, der alles Wachsthum gern mit dem Schulbakel groß ziehen möchte und den dürren Stock zuletzt noch den Waldbäumen zur Stütze in die Erde rammt.

Es muß für die zu erringende Betheiligung am Staatsleben andere Mittel und Wege geben, als die Kinderschule. Laßt nur ein gesundes Gemeinleben aufkommen, einzelne Klänge werden in den stillen Kreis der Familie hineintönen; dem aufhorchenden Kinde braucht nicht alsbald Alles klar sein, um was es sich handelt u. s. w., gerade solche unversehens empfangene halb verhüllte Eindrücke graben sich am tiefsten in die Seele und werden zu den wurzelfestesten Jugenderinnerungen.

Aber nicht nur durch die nothwendigen Elemente des Gemeinlebens, sondern auch wenn allgemein menschliche Triebe, Tugenden und Laster dargestellt werden, sind Volks- und Kinderschriften verschieden. In den letzteren kann die Darstellung in Einer Farbe in idealer Unvermischtheit sich halten, weil es darauf ankommt, solche Zustände erst kennen zu lehren; bei der Schrift für das Volk aber, das derartige Erlebnisse bereits aus Erfahrung kennt, müssen sie in der Mischung, die ihnen die Wirklichkeit giebt, vorgeführt werden, wenn sie Glauben und Nacheiferung erwecken sollen. Auch sind hier

Geschlechtsbeziehungen und dergleichen nicht zu umgehen, die dem Kinde verhüllt bleiben sollen.

So sehr nun auch Kinderschrift und Volksschrift getrennt sein müssen, so theilen sie doch die Bedingung mit einander, daß die Zustände des Lebens mit sittlichem Auge aufgenommen sein müssen.

Unsere schöne Literatur hat sich vielfach so gestaltet, daß sie nicht im Familienkreise vorgelesen werden kann, weil sie, für neue Lebenswendungen mitkämpfend, rücksichtslos verfährt, weil die staatliche Bevormundung gerade zu Uebergriffen des Subjects stachelt; die polizeiliche Aburtheilung hat das Richteramt des Nationalgeschmacks verdrängt. Ohne darum in englische Zimperlichkeit zu verfallen, hat man sich neuerdings, mit wenigen Ausnahmen, eine Selbstbeschränkung auferlegt, die zugleich auch der Ausländerei einen Damm entgegensetzt.

Bei der Volksschrift tritt solche Zurückhaltung von selbst ein. Das Cynische wie das Lüderliche darf keinen Raum in der Volksschrift gewinnen; sie muß rein gehalten werden. Im Volke gilt noch die heilige Schrift und die Schrift als heilige. Es beleidigt mindestens, trotz seiner Derbheit, den gesunden Sinn des einsam lesenden Bürgermannes, wenn er merkt, daß man ihn mit Niedrigem unterhalten will; er sieht darin eine Geringschätzung. Eine Weile mag er wohl auch darüber lachen, dann aber legt er das Buch kopfschüttelnd weg. Die Schriften, die in den Fehler des Niedrigen verfallen, wie zum Beispiel die im Dialekt geschriebenen von Weizmann und Anderen, haben keinen Halt im

Volke, und nur etwa in sogenannten höheren, aber auch frivolen Kreisen.

Dazu kommt, daß in den Volkskreisen fast nie einsam gelesen wird; man hat selten besondere stille Elternstuben, von Kind und Gesinde getrennt; das Leben ist ein gemeinsames.

Ist in den gewöhnlichen Stadtbürger- und Bauerstuben ein Bücherbrett vorhanden, so ist es nicht verschlossen, das Kind muß das Buch zur Hand nehmen können und wird es weglegen, wenn es ihm unverständlich ist oder fernliegende Interessen behandelt.

Und wie wird in den Volkskreisen eine Schrift meist gelesen? Die Familie sitzt nach vollbrachtem Tagewerk Abends beisammen, der Gesprächsstoff ist erschöpft; nun holt der Vater ein Buch oder den Kalender, reicht's etwa einem seiner Kinder, das noch die Schule oder die Christenlehre besucht und sagt: „Lies vor, meine Augen sind nicht mehr an das Lesen gewöhnt ꝛc.“ Durch den Mund des Kindes, in der Gemeinschaft aller Hausgenossen, wird nun laut, was der Schriftsteller bietet; es ist nicht nöthig, daß dem Kinde Alles verständlich sei (und sogar die Kinder lesen gern solche Schriften, die Vieles enthalten, was ihnen nicht alsbald klar ist) aber jedes Ungehörige in Stoff und Form tritt durch den Kindesmund um so auffälliger heraus.

Die volksthümliche Auffassung der Geschichte. — Eine Versündigung.

Früher wurde bereits darauf hingewiesen, daß der Gesammtheit des Volkes die ganze große Vergangenheit

wie ausgelöscht ist. Sie kann daher erst nachträglich, aus der Schrift heraus, wieder aufgefrischt oder eigentlich neu verzeichnet werden. Es mag dahingestellt bleiben, ob es möglich ist, die Geschichte des gesammten deutschen Vaterlandes dem Interesse und dem Gesichtskreise der sogenannten großen Masse näher zu bringen; behandle man nun allgemeine oder Spezialgeschichte, ein volksthümliches Geschichtswerk ist heutigen Tages wesentlich unterrichtend und Neues lehrend. Wie der Unterricht zum Beispiel in der Erdkunde heutigen Tages zuerst von der Heimatkunde ausgeht, so mag dies auch in der Geschichte der Fall sein; die Stammesgeschichte bildet daher den organischen Ausgangspunkt. Wenn nun auch die volksthümlichen Geschichtswerke vorherrschend unterrichtend sind, so gehören sie doch in das Bereich der Poesie, weil sie sich nicht blos an das rein Thatsächliche halten können, sondern neue Lebensbilder daraus schaffen müssen; etwas vom historischen Roman wird hier einfließen.

Hebel hat die Urgeschichte der Allemannen in eigenthümlicher und in ihrer Art musterhafter Weise behandelt. Er fühlte wohl, wie schwer es ist, bei den mangelhaften Quellen und dem fehlenden Zusammenhange mit den Erinnerungen, hier Leben und Interesse zu erwecken. Er hielt sich aber fern von der pathetischen Aufgeblasenheit, die mit hochtrabenden Phrasen Begeisterung erwecken will und solche bei einer Mittelstufe und einem Mittelschlage der Bildung allerdings momentan zu Stande bringt; er wählte ein anderes und glücklicheres Verfahren, indem er sich mit

modernem Bewußtsein mitten in diese Geschichten stellt, sie wie Familiengeschichten erzählt, sie nicht rein objectiv heraustreten läßt, sondern mit heiterem Blick und mancherlei Seitenwendungen deutet. Hier wie immer behielt er seinen zierlichen und doch schlichten Humor, dessen tiefer Ursprung auch oft hervortritt. „Denn die Deutschen — sagt er zum Beispiel bei dem Kampfe der Allemannen und Franken — wissen von nichts anderm, als wenn sie keinen fremden Feind zu bekämpfen und zu verderben haben, so thun sie einander den Gefallen selber. Sie meinen, es sei besser, wenn die Feinde auch mit einander in der nämlichen Sprache reden können."

Man kann es bedauern, daß Hebel diese lebhaften Geschichten nicht fortgesetzt und vollendet hat; es fragt sich aber, ob, wenn auch nicht äußere Verstimmung eingetreten wäre, dies hätte erreicht werden können. Im weiteren Verlaufe wäre alsbald das Grundübel deutscher Geschichte eingetreten, daß selbst die Stammesgeschichte ihr Einheitliches verliert, theils in verschiedene Gruppen auseinander fällt, theils zu Fehden und Hausgeschichten einzelner Herren ausartet.

Die Geschichte der Gegenwart bot Hebel gleichfalls lebendigen Stoff. Er lebte zu einer Zeit, wo Leben und Tod sichtbarlich mit einander rangen, wo eine große Schmach das Vaterland niederhielt und nicht wie heute tausend kleine Schmählichkeiten, gegen die wir nichts haben als halb unterdrückte Worte. Hebel war kein enthusiastisches Herz, wenigstens trug er es nicht in seine Schriften über, er läßt uns nur ein tiefdeutiges

Lächeln und Wirken erkennen, wenn er, die Tagesgeschichte berichtend, sagt: „Der Hausfreund bildet sich fast etwas darauf ein, daß er seines Orts mit seinem schwachen Arm die Weltbegebenheiten fortsetzen kann, wenn er's nur auch könnte nach seinem und des geneigten Lesers Sinn.“ Es waren damals trübe und verworrene Zeiten in Deutschland, es bedurfte selbständiger und gewaltiger Naturen, um sich dem thatsächlichen Bestand entgegegenzusetzen, Hebel war keine kämpfende Natur; aus den angeführten Worten läßt sich indeß ersehen, daß er manchen Wunsch auf dem Herzen hatte. Ueber das Verhältniß Hebel's zu Napoleon und den Zeitläuften überhaupt bedürfte es weitläufiger Auseinandersetzung, hier mag nur noch auf den trefflichen Humor hingewiesen sein, der sich in der Komödie vom Franz und dessen Frau Victoria in den „Brassenheimer Siegesnachrichten vom Jahre 1813“ kundgiebt. Wie fein lugt da die Schalksnatur Hebel's hervor.

Ein dunkler Fleck trübt die volksthümliche Schriftstellerei Hebel's; es ist das, wie bekannt, sein Aufsatz über Andreas Hofer.

Es ist empörend, mit einem ätzenden, sonst Hebel ganz fremden Sarkasmus einen Mann aus dem Volke verhöhnt zu sehen, der in aufopfernder Pietät Alles für seine Liebe in die Schanze schlug. Wohl sagen die Freunde Hebel's, daß er durch jenen Spott die oberrheinischen, auch ehemals zu Oesterreich gehörigen Ortschaften von ähnlichen voraussichtlich nur unglückbringenden Versuchen abhalten wollte. Mag er auch die häusliche Wohlfahrt über Alles gesetzt, das Gemein-

same als in zweiter Reihe stehend betrachtet haben, nie hätte er diejenigen, die dieses voraufstellen, mit so bitterm Hohn verfolgen dürfen, und noch dazu, weil ihr begeistertes Herz unterm Bauernkittel schlug.

Wenn auch der tapfere Adjunkt, Kölle, (Biographie S. 116) berichtet, daß Hebel zu diesem Aufsatze „von Oben veranlaßt war," so ist das nur ein Erklärungsgrund und wird auch nur als solcher angeführt.

Leider paßt hier auf Hebel, was er schon früher so tief als wahr ausgesprochen: „Langsam und Schritt für Schritt steigt man eine Treppe hinauf, aber in einem Augenblick fällt man hinab, und bringt Wunden und Schmerzen genug mit auf die Erde."

Jene Pietät, die aus Hofer einen Helden macht, der sich kecklich neben die glänzendsten Heroen des Alterthums stellen darf, ist ein Denkmal der unverwüstlichen Innigkeit und Treue des deutschen Volksgeistes. Es wird, mit und ohne Willen, daran gearbeitet, sie mit Stumpf und Stiel nach dieser Seite hin auszurotten, sie hat schwere Geschicke gebracht und lange erdulden gelehrt; dennoch aber liegt in ihr ein tief ehrwürdiger Grundzug, der die Zuversicht giebt, daß das, was der deutsche Volksgeist erfaßt, eine Ausdauer und Lebenszähigkeit erhält, die wir für die neuen naturgemäßen Zustände erringen und erhalten müssen.

So offen es nun auch zu Tage liegt, daß Hebel's Verfahren gegen Hofer ein Abfall von seiner Sendung und eine Versündigung an seiner eigenen Natur und der des Volkes war, so dürfen wir darum doch nicht vergessen, was er sonst gethan, wie er so lange und innig

all sein Sinnen der Freude und der Wohlfahrt des Volkes zuwendete. Es war damals eine trübe Zeit, die oft die Klarsten verwirrte und verschüchterte. Nur Wenige können sich davor retten, nicht den Fehlern ihrer Natur und ihrer Zeitumgebung anheim zu fallen, jeder trägt mehr oder minder ihre Schatten. So betrübend dies auch für den ersten Anblick erscheinen mag, so liegt darin doch wieder eine höhere Ausgleichung. Wir sind dadurch allein frei von der starren Macht des Autoritätsglaubens, wir legen bei jedem Charakter ohne Scheu den Maßstab der Kritik an, nichts gilt blos deshalb, weil es von ihm ausging; wir geben uns nie gefangen an die Aussprüche und Thaten eines Einzelnen. Bei aller Verehrung verkennen wir die Schatten nicht und lassen sie mit Wehmuth oder in Erkenntniß der Mangelhaftigkeit alles Endlichen unvertuscht.

Der Patriarchalismus und der freie Staat.

Hebel war der Hausfreund des Volkes, er war eine friedliche, dem Patriarchalischen zugewendete Natur, nicht zum Kampfe geboren; er arbeitete für Begründung des Menschenwohls auf dem Boden der Privattugend, der häuslichen Umfriedung; für die Kämpfe „draußen in der Welt" war er nicht geartet.

Für das Kleinste im Privat- und häuslichen Leben hat Hebel ein sorgfältiges Auge, sein „Guter Rath," der Manchem „geringfügig und vielleicht lächerlich scheinen" wird, erstreckt sich mit eindringlichen Worten selbst darauf, wie man die Strumpfbänder knüpfen soll.

Nur Mißverstand könnte aber alles Dies geringfügig oder lächerlich finden. Die Sorge für das Kleine, oft kleinlich scheinende, ist die zur echten Wirklichkeit gewordene Liebe; das Leben wie es ist, setzt sich aus tausend kleinen Zuständen zusammen, die alle durch einen gemeinsamen Gedanken gehalten sind, der Nichts zu gering achtet, um sich daran zu bethätigen. Die Hochpunkte, in denen die lebendige Idee als solche heraustritt, sind selten. Kann man seine Mitmenschen nicht von den großen Fesseln und Banden befreien, so achtet es die wahre Liebe, die immer zugleich demüthig ist, nicht zu gering, sie einstweilen zu lehren, einen Bändel der Gesundheit zuträglicher zu knüpfen.

Die Sorglichkeit für das Kleine, die sich im Hebel bekundet, ist daher keineswegs geringfügig oder lächerlich.

Dabei müssen wir es aber als einen Mangel erkennen, daß er so selten auf umfassendere Beziehungen hinleitet; für das Bürger- und Gemeinleben zeigt und bewirkt er fast gar kein Interesse.

Wir dürfen Hebel hieraus keinen besondern Vorwurf machen.

Das seit dem dreißigjährigen Kriege stockende und unterbundene Nationalleben hat vielfach die traurige Verirrung zur Folge gehabt, daß man bei uns Deutschen aller nachdrücklichen Betheiligung an den öffentlichen Zuständen sich entwöhnt hat. Noch heute wird es daher vielfach bedauert, wenn ein wissenschaftliches oder künstlerisches Talent nicht gleichgültig an den Gemeinzuständen vorübergeht, weil man — und oft mit

Recht fürchtet, es müsse sich an den Kleinlichkeiten zerreiben oder in Schwermuth und Bitterkeit sich selbst auflösen. So sehr fehlt es uns an jedem großen friedlichen Zuge des Gemeinlebens, in dem jede Kraft sich gehoben und geeinigt fühlte. In viele Kreise ist daher auch die Ansicht gedrungen, daß man um so vornehmer erscheint, je weniger man sich — so weit es nicht nothwendig das Amt verlangt — in die Staats- und öffentlichen Angelegenheiten mischt. Die Vornehmen, die nichts gelernt haben und alle Mühe scheuen, etwas zu lernen, und die Studirten, die viel gelernt haben und unverdrossen Alles lernen möchten, wetteifern darin, alle Bethätigung am öffentlichen Leben von sich zu weisen. Und wer nun gar in den Kämpfen und Fragen des Tages öffentlich Wort ergreift oder Hand anlegt, über den rümpft man gar hochmüthig die Nase.

Das hat sich nun — Dank dem erwachten Volksbewußtsein — vielfach geändert. Die besten Männer der Wissenschaft und Kunst sind auch Vorkämpfer im Leben. Es ist kein Ehrentitel mehr, wenn man von Einem sagt: „Er kümmert sich nicht um Politik," und hoffentlich wird das bald eine Schande werden. Die falsche Abstraction von Idee und Wirklichkeit, von Denken und Thun, muß in allen Gebieten sinken.

Aus der in das Privatleben zurückgedrängten Thatkraft, deren Schattenseiten sich in obiger Bemerkung herausstellten, hat sich in den von Wissenschaft und Kunst entfernteren Lebenskreisen, eine Blüthe gebildet, die wir wahren und hegen müssen: die Ausbildung des persönlichen und Familien-Lebens.

Die deutsche Volksschrift wird daher hievon ausgehen und hierauf zurückkehren müssen.

Es ist unstreitig, daß alles öffentliche Leben, alle Ausbildung der Gemeinverhältnisse bodenlos und in die Luft gestellt ist, wenn sie nicht die Privattugend, die Veredlung des Menschen zur Unterlage hat, so wie dieß, von andrer Seite gesehen, auch wiederum Endziel ist.

Erst dadurch wird die Freiheit ein wahres unentwendbares Besitzthum, wenn sie ihre lebendige Wurzel in den Charakteren der Einzelnen, und nicht bloß in gegebenen Institutionen hat. Ein Hinwirken auf diese allein, ohne tiefere allgemein menschliche Ausbildung, wäre daher hohl und halb. Die politische Tugend ist die Frucht der Privattugend, sie ist Zweck an sich, der aber wiederum neue Lebenskeime in sich hegt zu neuer Pflanzung.

Wie die freien Charaktere aber nothwendig freie Institutionen erzeugen, so auch umgekehrt. Das Bewußtsein der innern Würde, das Streben nach menschlicher Veredlung gewinnt eine frohe, frische Triebkraft, wenn Institutionen dastehen, in deren Gesetzen die Anerkennung der Menschenwürde Aller Gestalt und Leben gewonnen hat. Es ist wohl möglich, die *innere Ehre* bis zu einem gewissen Grade auszubilden, ohne daß noch die äußeren Lebenseinrichtungen ihr entsprechen, dann aber entsteht Zwiespalt und Mißmuth in den Herzen. *Innere und äußere Ehre müssen daher einander entgegenkommen.* Da regen sich wohlig die Keime in der jungen Erde, wenn die warme Sonne draußen wartet und lockt; da schaut man mit Herzenslust

die frischen Triebe, wenn man nicht zu bangen und zu zagen hat, daß sie im schnell umschlagenden Frost erstarren.

Die heutige thatsächliche Staatskunst macht sich wesentlich dadurch geltend, daß sie alle und jegliche Consequenz des geschichtlich Gewordenen oder sogar des von ihr selbst Gegründeten abzuwenden trachtet, sei es — um den Schein zu retten — mit feinen Sophismen, oder einfacher und unumwundener mit Decreten und Bajonetten. Man hat im Gesetze die Tortur abgeschafft und will nicht zur Consequenz der Geschworenengerichte vorschreiten, oder vielmehr darauf zurückgehen, obgleich schon Justus Möser deren unbedingte Folgerichtigkeit unwiderleglich nachgewiesen hat. Das heutige Männergeschlecht im Volke hat eine Schulbildung genossen, wie sie noch zu keiner Zeit da war; nun aber soll überall gestaut und gestopft werden, da diese Bildung ihre natürliche Frucht in der Betheiligung am Religions-, Staats- und Rechtsleben in Anspruch nehmen will. Die alte Ordnung der Dinge mit dem Princip des Patriarchalismus stützte sich wesentlich auf die Autorität in staatlicher, kirchlicher und gesellschaftlicher Hinsicht; das Princip des neuen Welt- und Völkerlebens ist die freie Bildung, das Individuum muß seinen Schwerpunkt in sich finden, nicht blos durch Anlehnung an ein außer ihm Gesetztes feststehen, und so müssen sich die Selbständigkeiten zu einem lebendigen Ganzen zusammenfugen.

Nun aber will man die freie Bildung wieder in in die alte Autorität zurückbannen, statt sie zu ihrem nothwendigen Endziel zu führen, in dem sie das Gesetz

mit neuer Autorität aus sich erzeugt. Daher jene fieberhafte Aufregung, die man gern eine Krisis nennt und durch allerlei Heiltränklein zu beschwichtigen trachtet.

Wie stellt sich nun inmitten aller dieser Zustände die Volksschrift?

Eine Bibelstelle mag als Anhaltpunkt und Antwort dienen. „Mit der einen Hand thaten sie die Arbeit, mit der andern hielten sie die Waffen" heißt es Nehemias 4, 17. Wie einst, nach diesem bildlichen Ausdrucke, die alten Juden kämpften und bauten, wie heute die nach innerer und äußerer Emanzipation vorstrebenden Juden die innere Veredlung ihrer Glaubensgenossen und zugleich die gerechte äußere Stellung derselben zu erringen trachten — ähnlich stellt sich die Aufgabe des Volksschriftstellers. Wir müssen das Ueberlebte und Abgestandene aus den Gemüthern zu entfernen und dafür das schlummernde Gute zu erwecken trachten; wir müssen dagegen andrerseits die äußeren Hindernisse wegzuräumen und die entsprechenden Lebensformen an deren Stelle zu setzen suchen. Der reiche Inhalt des Menschengeistes soll die Form der Gesetze erfüllen, soll eins mit ihnen werden; dies ist aber nur möglich, wenn die Gesetze sich organisch aus Geist und Leben herausbilden.

Wohl werden die Feinde der Volksfreiheit die gerügten und aufgedeckten Mängel des Volksgeistes als Zeugnisse der Unmündigkeit, als nothwendige Stützen ihrer Willkürherrschaft zu verwenden suchen; das darf aber nicht abhalten der Wahrheit die Ehre zu geben und die Wahrheit wird bekunden, daß die Mängel u. s. w.

wesentlich Folgen der aufgenöthigten und widernatürlich festgehaltenen Lebens- und Staatsformen sind.

Es ist ein verkehrtes, verderbliches Verfahren, einseitig die Menschen bereden zu wollen, daß durch veränderte Staatsformen allein die Freiheit festbegründet würde, daß die Naturwidrigkeit jetziger Gestaltungen allein die Schuld der Unfreiheit trüge. Vielmehr muß zugleich darauf hingewirkt werden, daß das Verrottete und Veraltete in den Gemüthern sich auflöse, damit die Freiheit nicht nur errungen, sondern auch erhalten werde.

Ebenso verkehrt als jenes bloß auf Staatsformen und dergleichen gerichtete Streben wäre es aber auch, wollte man einseitig nur auf die Charaktere wirken. Es klingt fast wie Hohn, ein freies Menschenthum in unfreien Verhältnissen zu fordern.

Darum muß nach Beidem vereint gewirkt werden, nach innerer Veredlung und entsprechender äußerer Freiheit. Menschenbildung und freies Bürgerleben sollen Hand in Hand gehen.

Warum sind so viele nach Freiheit strebende Männer aus dem Volke, alsbald nachdem sie zur Herrschaft gelangt waren, von ihren Anhängern angefeindet und verlästert worden? Der Grund lag nicht immer in deren Abfall von der früheren Richtung, sondern meist in etwas Anderem. Jene Männer suchten vor Allem sich die Liebe und Gunst des Volkes zu erwerben — um jeden Preis; sie ignorirten die Vorurtheile, Mängel und Laster, ja sie schmeichelten ihnen oft, nur um mit allerlei Mächten eine Aenderung zu bewirken. Ist diese zu Stande gebracht, so muß die

neue Ordnung der Dinge natürlich mit den alten außer Acht gelassenen oder gehätschelten Fehlern in Widerspruch und Kampf gerathen; die alte Verehrung ist von beiden Seiten dahin. Man klagt hier über Tyrannei, dort über Unverstand; beides mit Recht.

Die Volksschriftsteller müssen dem Volke seine Mängel vorhalten und sie zu berichtigen suchen, andererseits aber das Bewußtsein seiner Würde und Kraft und der entsprechenden Lebensformen in ihm auferbauen.

Wer wahrhaft gute Menschen bilden will, muß sie zu freien Menschen bilden.

Wie es Aufgabe der religiösen Bildung ist, die Selbstüberwindung und die daraus erstehende Wiedergeburt zu schaffen, so ist es Aufgabe der politischen Bildung im weitesten Sinne, das freie Selbstgefühl des Menschen in persönlicher, gesellschaftlicher und staatlicher Hinsicht zu wecken und zu befestigen. Religiöse und politische Bildung widersprechen sich demnach nicht, sie sind vielmehr in dem geläuterten Individuum wiederum geeint.

Es giebt eine Richtung, die weiter nichts will als Selbstüberwindung ohne den Fortgang zu dem freien mit dem Gesetze eins gewordenen Individuum, und die demzufolge alles Selbstgefühl als sündhafte Ueberhebung und eitle Weltlust verdammt; dieser Richtung gegenüber steht die andere, die alle Selbstüberwindung für eitel Knechtssinn ansieht. Beide Richtungen sind extreme, von denen die letztere das Menschengeschlecht in Subjectivitäten zerspaltet, die erstere die Menschheit einem abstracten Gesetze als Ganzopfer darbringt.

Für die Volksschrift kommt hier nur noch in Betracht, daß sie stets positiv und negativ zugleich wirken muß, sowohl rücksichtlich des innern als des äußern Lebens.

Wie schwierig dies nach jeder Seite hin leuchtet von selbst ein.

Hebel stand hauptsächlich auf der einen, innerlich positiven Seite. Wer möchte ihm daraus einen Vorwurf machen, daß er that wozu Natur und Geschick ihn berufen hatte? Er ist ein Vertreter der Humanitätsrichtung, die noch vom vorigen Jahrhunderte herüber die allgemeine Menschenbildung, unbekümmert um die Collisionen des Staatslebens und unbehindert von denselben, in's Werk zu setzen trachtete. Er führte diese mehr oder minder abstracte Richtung dem unmittelbaren Leben näher und ward dadurch ein Vertreter des Patriarchalismus.

Ich weiß wohl, daß Manche, die mit Hebel am runden Tisch des Karlsruher Museums gesessen, die ihn allerlei Schwänke erzählen hörten oder gar manche mit ihm ausführten, darüber lächeln werden, wenn ich Hebel etwa als Patriarchen bezeichnen wollte; sie werden darüber lächeln, wie über so manchen in diesen Blättern unternommenen Versuch, den Charakter und die Wirksamkeit Hebel's aus allgemeinen Ursprüngen abzuleiten und damit zu verknüpfen. Aber das Wesen eines Schriftstellers in seinen eigentlichen Grundzügen liegt in seinen Schriften vor. Es kann hier Beziehungen geben, die dem Manne selber nicht deutlich vor Augen standen, die aber ein späteres Geschlecht erkennt, nicht

weil es höher steht, sondern weil es eben das spätere Geschlecht ist.

Hebel vertritt darin den Charakter des Patriarchalischen, daß sein vornehmstes Augenmerk auf Ordnung des inneren Menschen und des häuslichen Lebens gerichtet war. Die Aufgabe des Bürgerlebens stand ihm fremd, er hat es nie völlig ausgesprochen, aber es ist, als ob im Hintergrund seiner Seele der Gedanke lebte: Seid brav und fröhlich, und überlaßt alles Andere Gott und den vorgesetzten Behörden. Das läßt sich füglich als Patriarchalismus bezeichnen. Dazu kommt in Betracht, daß Hebel hauptsächlich lebte und schrieb unter der Regierung Karl Friedrichs, den man als den letzten Patriarchen bezeichnen kann. Die Nothwendigkeit, daß die Bürger selber durch Theilnahme am Staat für ihr Wohl sorgen, trat unter der Regierung jenes menschenfreundlichen Fürsten für Hebel nicht so scharf und bestimmt heraus. Zu diesen allgemeinen Erklärungsgründen kommt bei Hebel noch ein durchaus persönlicher, der mir von besonderer Bedeutung scheint. Wie in seinen Dichtungen aus dem Volke, so versetzte er sich auch in seinen Schriften für das Volk in seine eigene Jugendzeit zurück. Ich habe oben dargelegt, daß das Jugendleben eines Dorfkindes wesentliche Merkmale des Patriarchalischen trägt. Alles gestaltete sich daher für Hebel vornehmlich zu einem Haus- und Familienleben, in das die Bewegung des Gesammtlebens nur einzelne Klänge dringen läßt. Hätte Hebel als gereifter Mann später wieder ganz und fortdauernd unter dem Volke gelebt, so hätte er nothwendig auch

das Gemeinleben in sich verarbeiten und darstellen müssen. Die Verhandlungen in der Gemeindestube und was da von allgemeinen Interessen in dieses kleine Forum hereinragt, alles Dieß hätte mindestens ebenso zur Aussprache kommen müssen, als was zu Hause am Herde laut wird.

Der Hausfreund wußte in der Familienstube, oder auch im Wirthshause beim Schoppen, manches gute Wort anzubringen und manchen Schwank zu erzählen; er will sich aber nicht recht dazu schicken, ein Führer und Wegweiser auf der offenen Heerstraße zu sein, ein Fahnenträger mitten unter den Kämpfern, oder ein Herold, der verkündet und erweckt, was man außer dem Hause zu erwarten und anzusprechen habe.

Mitten in der Kriegszeit wandelt der Hausfreund von Hütte zu Hütte, nöthigt mit heiterm Sinn ein Lächeln auf das verstörte, kummervolle Antlitz der Inwohner, heilt und tröstet und lenkt die Geister in sich zurück.

Wer möchte die Schönheit dieses Berufes und dessen treue Erfüllung verkennen? Müssen wir auch heute noch Weiteres erheischen, so darf das doch nicht zum Vorwurf für den Hausfreund werden.

Hebel hat sich auf einen ähnlichen Standpunkt gestellt oder sich auf demselben erhalten, wie sein größter Zeitgenosse: Goethe. Er hatte das gleiche Bestreben, nur dem ewig Menschlichen in sich und Andere zu lauschen.

Wohl müssen wir es noch heute beklagen, daß jener gewaltige wie dieser sinnig tiefschauende Geist darauf bedacht sein konnte, sich zu „salviren"; wenn aber einst

der Kampf mehr ausgeglichen sein wird, wenn wir nicht mehr bloß um Ehre und Dasein der Nation und die nothwendigen Bedingungen der freien Entfaltung zu ringen haben, dann wird man die bescheidenen Gebilde Hebels wie die großen, gewaltigen Goethe's ohne Rückhalt und störende Nebenbetrachtung frei genießen können.

Der Kampf, die Opposition ist nicht Zweck, die Presse zum Beispiel hat, wenn die Schranken der Censur gefallen sind, noch kein positives Ziel erreicht; es stellt sich dann erst die eigentliche Aufgabe heraus, den befreiten Menschengeist die Fülle des in ihm ruhenden Guten und Schönen inne werden zu lassen.

Jetzt, da wir noch inmitten der Kampfesarbeit stehen, mitten in den Staubwolken des hinwegzuräumenden Schuttes, jetzt können wir noch nicht harmlos die Festesfreuden des Geistes schaffen und entgegennehmen. Eine Weile können wir die Beengungen des Lebens vergessen oder hinwegdenken, dann aber bringt sie der Tag uns stets wieder nahe; nur eine Weile lassen wir uns das Spiel des Menschenlebens in heiterer Sorglosigkeit deuten und erklären.

Wohl ist das Leben ein stetiger Kampf und es ist auch eine Freude, wenn wir alle Kraft sich darin spannen fühlen; es giebt Naturen, die sich in dieser unausgesetzten Spannung wohl fühlen; darf man aber Diejenigen der Mattherzigkeit zeihen, die sich nach Frieden sehnen, in dem die besten Kräfte nicht mehr zu Gegenwehr und Vernichtung, sondern zu freien Schöpfungen aufgebraucht werden?

Hebel war eine friedfertige, zum Frieden geborne Natur, er erhielt sich zeitlebens jene Stimmung, die des Kampfes vergessend oder nicht inne geworden, dem Wechsel des Daseins mit Lächeln und milder Weisheit zuschaut.

Fühlen wir darum auch nicht den großen Pulsschlag der Zeit in den Schöpfungen Hebel's, so können wir uns doch an der menschenfreundlichen Regung erfreuen, die sie durchzieht und solche selbst da erkennen, wo sie — wie bei Andree Hofer — ungerecht gegen einen mächtigen und großen Zug des Lebens wird.

Einzelnes zur Charakteristik Hebel's. — Deutsche Herrenfurcht. — Nachwirkungen des Jugendlebens. — Das Nachgiebige. — Staatsdienst und Schriftstellerei.

Hebel, ein Mann aus dem Volke, hat später, da er als Prälat in der ersten Kammer saß, nie ein kräftiges Wort für die Sache des Volkes gesprochen. Abgesehen davon, daß das Verfassungsleben kaum erst gepflanzt war, giebt uns Hebel dafür einen persönlichen Aufschluß. In der Biographie wird nach seinen eigenen Aussagen berichtet, wie ihm seine Mutter schon frühe die Ehrfurcht vor jedem Schreiber einflößte.[1]

[1] „Ihr habt gut reden," sagte er zu mahnenden Freunden, „Ihr seid des Pfarrers N. Sohn von X. Ihr wart noch nicht zwölf Jahr alt, so hat schon mancher euch Herr Gottlieb geheißen, und wenn Ihr mit Euerem Vater über die Straße ginget, und es begegnete euch der Vogt oder ein Schreiber, so zogen sie den Hut ab und erst, wenn Euer Vater den Gruß zurückgab, habt auch Ihr Euer Käpplein gelüpft. Ich aber bin, wie Ihr wißt, als Sohn einer armen

Man kann wohl sagen, daß eine Ermannung viel vermocht hätte und hätte vermögen müssen, aber es kann hier nur um Erklärungsgründe zu thun sein. Da eröffnet sich uns nun ein gewaltig Stück deutschen Lebens. Dem Volke gegenüber stehen die Beamten, die tausend und aber tausend kleinen Majestäten, oft noch geschiedener als ehedem die unmittelbaren Herren. Man muß es wissen, welch eine Scheu oft den unschuldigsten Bürger, ja selbst das Kind durchzuckt, beim Anblick eines Beamten. Gewiß, manche Beamten haben da und dort durch ihre Persönlichkeit ein besseres Verhältniß erzeugt, aber im großen Ganzen wird es so lange nicht zu Stande kommen, so lange die Staatskunst wesentlich Polizei ist, so lange nicht ein organisches Staatsleben das Selbstgefühl in den Bürgern erzeugt hat, das bei allem Gehorsam gegen die Obrigkeit bestehen kann, ja durch sie gestützt werden soll, so lange nicht die besten Bürger zu Beamten werden.

Wir sehen an Hebel, daß seine bescheidene und stille

Hintersassenwittwe zu Hausen aufgewachsen und wenn ich mit meiner Mutter nach Schopfheim, Lörrach oder Basel ging und es kam ein Schreiber an uns vorüber, so mahnte sie: „Peter, zieh's Chäppli 'ra, 'schumt a Herr;“ wenn uns aber der Herr Landvogt oder der Herr Hofrath begegnete, so rief sie mir zu, ehe wir ihnen auf zwanzig Schritte nahe kamen: „Peter, blieb doch sto, zieh gschwind di Chäppli ab, der Herr Landvogt chummt.“ Nun könnt ihr euch vorstellen, wie mir zu Muthe ist, wenn ich daran denke — und ich denke noch oft daran — und in der Kammer sitze mitten unter Freiherrn, Staatsräthen, Ministern und Generalen, vor mir die Standesherren, Grafen und Fürsten, und die Prinzen des Hauses und unter ihnen der Markgraf Leopold, — fast mein Herr.“

Natur sich von den empfangenen Jugendeindrücken nicht frei machen konnte.

Noch ein Anderes steht hiemit in Verbindung.

Nur Wenige können ermessen, welche unergründliche Nachwirkung ein gedrücktes Jugendleben auf ein zartes Gemüth ausübt. Jung-Stilling hat dieß mit feinem Tiefblick in seiner Lebensbeschreibung dargethan, oft fast unwillkürlich, manchmal aber auch mit hellem Bewußtsein. Er berichtet einmal, daß bei widerfahrener Unbill und Beleidigung ihm immer das Weinen näher stehe als der Zorn. Ein tief psychologischer Zug bekundet sich hierin. Ein strebsames, feinfühlendes Kind, von Jugend an darauf hingewiesen, die Güte Anderer zu empfangen, sich manchen Unbilden zu fügen, statt gegen sie anzukämpfen, erhält dadurch leicht etwas Nachgiebiges, Fügsames, das zur Weichheit werden kann. Was sich mit der Zeit zur mannhaften Gegenwehr entwickeln sollte, zur rücksichtslosen Wahrung seiner selbst, erhält dafür etwas Unentschiedenes, Rücksichtsvolles, das den Moment nicht keck und zuversichtlich erfassen läßt; das Kind ist oft wie in einen Garten voll Früchte und Blumen gestellt, der einem Fremden angehört. — Wie ganz anders ein Kind, das in höheren, freien Verhältnissen einer selbständigen Familie aufgewachsen ist, das von früh an gewohnt ist, sich nichts gefallen zu lassen, der Welt die Selbständigkeit seiner Individualität entgegenzusetzen, sich nicht von Wohlthätern da und dorthin stellen zu lassen, oft mit Widerspruch des innersten Wesens.

Selbst dem Manne kann etwas von dieser Vor-

geschichte anhaften, wenn auch nicht im ganzen Charakter, doch in einzelnen Momenten.

Hebel war weit entfernt von der Weichheit Jung-Stillings, der so zu sagen mit empfindsamer Haut durch's Leben ging und den die leiseste Berührung elektrisch durchzuckte; aber auch Hebel behielt noch lange eine Nachwirkung seiner frühesten abhängigen Stellung, so sehr er auch mitunter schon mitten in derselben seine ungebändigte Natur geltend machte, wie in der Biographie (S. XIV) ein Schalkstreich berichtet wird.

Ein älterer Schüler Hebel's, der jetzt in einem der höchsten Staatsämter steht, erzählte mir einmal, daß er von Hebel einst im Lyceum hart angelassen wurde; auf eine Auseinandersetzung hierüber wurde Hebel heftiger und behielt fortwährend eine Abneigung gegen seinen Schüler. Später, als dieser ein Freund Hebel's geworden war, wurde die Sache in trauter Stunde erörtert; Hebel gestand sein Unrecht: er habe geglaubt, der Schüler wisse, wie der Lehrer ehedem Unterstützung von dessen Vater genossen und habe sich deßhalb etwas gegen ihn herausgenommen.

So geringfügig dieß auch an sich ist, zeigt es doch, daß in Hebel mitunter die Erinnerung an seine ehemalige Abhängigkeit störend auftauchte. Das konnte aber nur in seltenen Momenten zur äußerlichen Kenntlichkeit hervortreten, im Ganzen schlug heiterer Lebensmuth und Laune in Hebel's Charakter vor.

An die Erkenntniß der bezeichneten Fügsamkeit schließt sich noch ein weiteres Merkmal in Hebel's

persönlichem und literarischem Charakter: der jeweilige Mangel an entschiedener Selbstbestimmung.

Mit welcher tiefquillenden Sehnsucht verlangte es ihn nach der Rückkehr in das Landleben, nach einer Dorfpfarrei, und er konnte sich nicht entschließen und entscheiden und war endlich froh, als ihm die Mißlichkeit der Selbstbestimmung abgenommen, und ihm, wie man es nennt, „von oben" zu erkennen gegeben ward, er möge in seinem nunmehrigen Bestimmungsort und Wirkungskreis verbleiben.

Diese hin und her schwankende Zaghaftigkeit ist ist aber nicht immer, und auch hier nicht, ein Zeichen der Unentschlossenheit, vielmehr wirkt eine vorherrschende rücksichtsvolle Beachtung Anderer darauf ein. Man läßt seine Natur nicht frei gewähren, weil man sich dankverbunden fühlt und weil man früher in gedrückten Zuständen erfahren hat, wie leicht ein Eigenwille verletzend in das Wesen des Andern eingreift; man ist daher eher geneigt, eigene Wünsche aufzugeben, als die Freude und den Wunsch Anderer zu stören. —

Das Staatsdienerleben benimmt gar Manchen die innere Machtvollkommenheit und Selbstbestimmung des Individuums. Da betritt man die untere Stufe als Accessist, Vikar u. s. w. und nach und nach, ohne weiter fortgesetzte Selbstbestimmung, und nur in gewissenhaftem regelmäßigem Arbeiten wird man von Stufe zu Stufe hinaufgewunden, bis man endlich auf einer hohen Stelle oder im friedlichen Pensionszustande endet. Da ist es nicht nöthig, daß man jeden Tag seine Arbeit schaffe und suche; wie durch unsichtbare Macht

treibt die Staatsmaschine den Stoff heran, der aufgearbeitet werden soll; da ist nicht nöthig, daß man jeden Tag die ganze Kraft der Selbstbestimmung wach rufe, täglich das Leben neu schaffe, mit Dasein, Erwerb und Stellung ringe, Alles geht, wie man sagt, seinen geweisten Weg.

Wie viele Selbständigkeiten werden da geopfert, müssen geopfert werden.

In der Staatsdienerschaft gewöhnt sich auch die Seele leicht daran, gewissermaßen nur zeitweiligen Urlaub zu nehmen, sich blos bis zu einer vorgesetzten Grenze zu entfernen, wenn sie sich aus der gewohnten Lebens- und Denkweise herausbegiebt.

Es gehört eine unbeugsame Individualität dazu, da, wo man aus dem Schulleben mit seinen Vakanzen unmittelbar in die Staatsdienerschaft mit deren zeitweiligen Ferien und Beurlaubungen eintritt — sich da noch die Vollkraft und das ungeschmälerte Bewußtsein der individuellen Freiheit zu wahren und sich darnach ein inneres oder äußeres Leben zu schaffen, das rein auf sich selbst gestellt ist. Es erforderte daher eine große Energie, sich plötzlich zusammenzuraffen, aus dem gewohnten Kreislauf herauszutreten und ein Leben zu erobern, das den innersten Regungen gemäß wäre.

Wir gelangen hier an einen Punkt, der neuerdings zu vielfacher Erörterung Anlaß gegeben hat, es ist dies, dem besoldeten Staatsdienst gegenüber: die Schriftstellerei als Stand und Lebensberuf. Niemand wagt es zu bestreiten, daß auf den Frieden gestellte Künste, wie Malerei, Musik, ein volles Menschenleben in

Anspruch nehmen und nicht blos als Nebenbeschäftigung gelten dürfen; von der Schriftstellerei dagegen will man es noch nicht zugeben. Man kann sich auch noch nicht darein finden, daß es studirte Menschen, Gelehrte geben soll, ohne Titel und Amt.

Man will es noch nicht erkennen, welch ein neues Verhältniß die immer höher steigende Theilung der Arbeit in der modernen Welt hervorgerufen. Man weist mit Jammer und Klagen auf die verlorenen Subjecte hin, ohne zu bedenken, daß es mindestens eben so viel im Staatsdienste giebt, nur daß diese nicht so herauszutreten haben, sich nicht jeden Tag Stellung und Unterhalt erringen müssen. Der Staatsdienst fordert vielfach das Opfer der Individualitäten, die Schriftstellerei vielfach die Opfer gesicherter äußerer Existenz — was ist mehr?

Wer sich in der Welt umsieht, wird viele in den Staatsdienst versetzte hochherzige und kraftvolle Geister finden, die bei den endlosen Arbeiten der Büreaukratie ihre Kraft in anstrengenden Thätigkeiten aufbrauchen müssen, welche sie großen Theils nutzlos oder naturwidrig erachten. Diese Seite muß auch hervorgehoben werden. Man findet das aber nicht des Aufhebens werth, man scheint fast nur ein Auge dafür zu haben, wenn einmal ein Mensch, der sich unabhängig gestellt, sich über sich selbst getäuscht hat und verkommt.

Ich weiß wohl, daß sich Vieles gegen die Schriftstellerei als ausschließlicher Beruf sagen läßt — die Entfernung von der wirklichen Welt und ihren Bedingungen, die Fährlichkeiten des Daseins, die aber

Jeder nach seinem Berufe willig auf sich nehmen muß — ich will hier blos noch entgegenhalten, daß eine unmittelbare Beamtung leicht am Detail haften macht, und schöpferisch neu gestaltende Ideen erdrückt. Selten gehen organisatorische Gedanken von den Kanzleien aus und sie werden auch leicht aufgegeben, weil der erste Eindruck, den sie hervorbringen, der ist, daß sie bei ihrer Durchführung das Bewußtsein der Mühseligkeit und einbrechenden Verwirrung erwecken. Man sieht hier vor Allem und zunächst die über einander rumpelnden Aktenstöße in den wohlgeordneten Registraturen, denen der neue Gedanke das Brett wegzieht, man denkt, wie neue Charaktere und Talente erforderlich seien u. s. w. Die noch so fest stehende Wahrheit wird durch einen praktischen Handgriff bei Seite geschoben, die unmittelbare Ausführbarkeit mit Schonung aller Verhältnisse gilt als Maßstab; was sich nicht darnach fügt, ist Ideologie.

Je weiter den Universitäten ihre körperschaftliche Unabhängigkeit entzogen wird und je mehr sie in die Staatsmaschine eingefugt werden, desto mehr gehen alle neuen Lebensgestaltungen von der freien Literatur aus, die widerruflich auf jeweilige Anerkennung in der öffentlichen Meinung angestellt ist.

Es mag sonderbar erscheinen, dünkt mich aber doch bemerkenswerth, daß es für einen Mann wie Hebel das Angemessenste gewesen wäre, wenn man ihn aller Amtsgeschäfte entledigt und ganz seinem schriftstellerischen Wirken für das Volk überlassen hätte. Es ist betrübend, wenn man liest, wie niedergedrückt sich Hebel

— gleich dem kernmuthigen Voß — von den vielfachen Obliegenheiten fühlte: Akten lesen, ebräisch lehren, die Schulen visitiren u. s. w. u. s. w. hätte wohl auch ein Anderer gekonnt, das was Hebel's Beruf war, aber nur er.[1]

Es wird wohl eine Zeit kommen, wo man nicht mehr alles Schreiben auf ungestempelten Bogen für halben Müßiggang ansieht, wo man, auch vom Beamten-Standpunkt aus, einsehen wird, daß ein Wirken auf den Geist mehr regieren hilft als eine ganze Schaar von Menschen, mit der Amtsgewalt angethan; daß die beste Präventiv-Polizei, ja die einzig anwendbare, ein Wirken auf den Charakter und auf die Erkenntniß ist.

Man schätzt die Kunst des Arztes sehr hoch und weiß ihr vielen Dank, wenn sie eine ausgebrochene lebensgefährliche Krankheit heilt; man übersieht aber leicht deren viel höhere Bedeutsamkeit, dann wenn sie dem Ausbruch zuvorkommt und einen naturgemäßen Zustand ohne Krisen herstellt und erhält.

Aehnlich ist das Verhältniß von Staatsgewalt und Literatur.

Staatsleben und Sittlichkeit sollen vereint werden, die Gesetze des Innern dogmatisch äußerlich Gestalt gewinnen, das Individuum soll mit Liebe aufgehen in die Gesammtheit, die allgemeinen Bestimmungen müssen

[1] Neben dem bereits in der Biographie Mitgetheilten geben uns zwei in Schreibers Taschenbuch für Geschichte (1846) enthaltene Briefe weitere Belege. Diese Briefe sind scherzhafter Weise in lateinischer Sprache an Ittner gerichtet, der (1812) zum Direktor des (katholischen) Seekreises ernannt worden war.

der zusammengefaßte Ausdruck der sich selbst bestimmenden Mehrheit sein. Die Poesie ist es dann, die die Menschen sittlich und frei zu machen strebt, sie mit sich und der allgemeinen Vernunft eint, nicht auf dem äußerlichen Wege der Verordnungen, sondern durch innerliche Klärung.

Ich will damit durchaus nicht das unmittelbare Wirken des Geistes in Dienst und Sold des Staates gestellt wissen; der Staat, auch der höhere, sittlich durchdrungene, nicht blos thatsächliche, kann und darf sein Augenmerk vor Allem nur auf Thaten richten. Die Nation allein kann durch freie Theilnahme und Aufmunterung dem geistigen Wirken durch die Presse ihre Anerkennung und Förderung verleihen.

Indem aber Hebel längst im äußern Dienste des Staates stand, hätte dieser wohl sein Wirken für den Geist als solches anerkennen dürfen.

Eine Verkennung alles innern Dranges und echt philisterhaft wäre aber die Annahme, Hebel hätte, äußerlich ganz frei gestellt, weniger für das Volk geschaffen.

Hebel hat erst als gereifter Mann sich der Volksschriftstellerei gewidmet, weil man erst in vorgerückten Jahren sich der wirklichen Welt und der realistischen Literatur zuwendet, während man im früheren Alter, die Welt aus sich schaffend, mehr oder minder freien Phantasiegebilden nachgeht. Der Hausfreund folgte erst auf die allemannischen Gedichte. Was nun so aus fester Lebenskunde mit innerer und äußerer Nothwendigkeit hervorging, dem konnte man nicht so leicht abwendig gemacht werden, als dem, was etwa eine zeitweilige Stimmung mit sich brachte.

Die Lebensfrage der Civilisation. — Der Pauperismus und die Volksschrift. — Die freien Vereine.

„Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen," so lautet der uralte Spruch, und eben darin liegt zugleich auch die Bedingung der menschlichen Besonderheit, gegenüber allem individuell unfreien, bloßen Naturleben. Arbeit ist das Loos des Menschen, ihm ist die stete Neugestaltung der Welt anheim gegeben, und der Inhalt seines eigenen Daseins erscheint nur als Folge der vorausgegangenen Arbeit.

Je höher die Civilisation steigt, um so mehr scheint sich jener uralte Spruch erst zum Fluche auszubilden, einerseits durch Trennung seines Vor- und Nachsatzes — Arbeit ohne Brod, Brod ohne Arbeit — andererseits durch negative Wiedervereinigung: Mangel an Arbeit und an Brod.

Hier sind die glühenden Fragen des Tages, die sich schwer anfassen und schmieden lassen. Feige Bequemlichkeit wäre es indeß, auf ihre von selbst erfolgende Verkühlung zu harren, in der es dann aber auch zu spät wäre, das Eisen zu biegen.

Noch ist für die Frage, die den Grund unseres ganzen Gesellschaftslebens erschüttert, keine entscheidende Lösung gefunden, um so mehr ist daher Jeder berechtigt und verpflichtet, seine wenn auch mangelhaften Ansichten kund zu thun.

Kindisch oder aberwitzig handeln diejenigen, die, weil sie sich vorzugsweise mit der Frage des Pauperismus beschäftigen, mit besonderem Behagen die Bestrebungen

der von der Gewalt ihnen gern überlieferten Liberalen verspotten oder zu untergraben trachten. Und doch kann nur vermittelst der freien Staatsformen eine Lösung der Privatnoth gefunden werden.

Wir wissen es so gut wie ihr, daß mit Rechtsgleichheit, mit den Garantien der Rechtszustände, daß mit Preßfreiheit, Geschwornengerichten, Ausdehnung des Wahlrechts, freien Volksversammlungen, noch kein wesentliches Ziel erreicht ist, aber nur durch diese Mittel läßt sich eine lebendige Wiedervereinigung der Gesellschaft herbeiführen.

Freilich scheinen England und Frankreich, die mehr oder minder im Besitze jener Formen sind, dem zu widersprechen; aber noch haben, wie selbst von communistisch-socialistischer Seite zugestanden wird, in Deutschland Pauperismus und Proletariat die „classische Höhe" jener Länder nicht erreicht, und noch darf man hinzusetzen, ist so viel sittlich religiöses Gefühl in deutschen Herzen, daß wir die Freiheit nicht blos zu selbstsüchtigem Behagen, sondern zum Wohle Aller zu erringen trachten. Ist das Streben nach Freiheit sich seines sittlichen Endzweckes bewußt, so kann es nicht in eitle Selbstsucht zurücksinken. Der Kampf um politisch-religiöse Freiheit, der Deutschland bewegt, wird und muß in seinem Siege, eben durch seine Verbindung mit dem wahrhaft Religiösen, sich in aufopfernder Liebe bethätigen. Der auf sittlichem Boden erwachsene Staat kann sich nicht mehr blos im unbehinderten Gewährenlassen jedes Einzelnen begnügen, nicht im ruhigen Zuschauen, wie er sich durchschlage; inwieweit er aber durch Fürsorge, durch lebendiges Eingreifen sich geltend

machen müsse, ohne die individuelle Freiheit aufzuheben, das eben erscheint als noch nicht gelöste Frage.

Ich behalte hier wesentlich das Verhältniß der Volksschrift zu diesen Fragen im Auge.

Zwei Gruppen, die sich zu Gegensätzen bilden, treten uns hier entgegen.

Die Einen erwarten Alles von der Erziehung und Bildung des Einzelnen, innere Klärung und Hebung des Menschen soll ihm Sicherheit in sich geben und ihn zu entsprechenden äußeren Zuständen führen. Man will eine „Hebung der unteren Klassen," indem man den Einzelnen durch sittliche Bildung zu kräftigen und eine ökonomische Hebung damit zu verbinden trachtet; man will eine Urbarmachung brachliegender Gebiete, im eigenen Geiste sowohl wie im eigenen Lande.

Wesentlich aber läßt man hier den Einzelnen in seiner isolirten Stellung; durchaus an das bestehende Staatsleben anknüpfend, sucht man im Einzelnen zu verbessern und Maßregeln zu erweitern. Diese rein humanistische Richtung ist auch noch zum Theil vereint mit dem kirchlichen außerweltlichen Ausgleich, wenn sie auch mit aller Macht gegen jene empörende Lügenhaftigkeit ankämpft, die mit ihrem ewigen Singen und Sagen von Liebe und Verbrüderung der Menschheit, es gleichgültig mit ansieht, wie der Arme hülflos im Elend verkommt. Als Extrem der zum Theil auf humanem Boden ruhenden „innern Mission" zeigt sich jenes Bestreben, die Armuth und die Weltübel zu heilen, indem man die Massen in längst erstorbene Religionsformen zurückbannen will, es zeigt sich jene

empörende Betbrüderei hartherziger Fabrikherren, die ihre ausgemergelten Fabrikarbeiter allabendlich zu Betstunden versammeln und sie in ihrem zeitlichen Elend an das himmlische Jenseits verweisen.

Sogar der rein humanen Richtung läßt sich entgegnen, daß es fast wie Hohn klingt, dem mit stündlicher Angst um sein Dasein Ringenden die Hoheit seiner Menschenwürde entgegenzuhalten, um sich daran zu erheben und sie heilig zu achten. Sprecht dem, dem es im leeren Magen knurrt, von den Wonnen im Reich der Töne, ihr thut dasselbe wie der Religionsheuchler, der beim Gejammer der hungernden Kinder den Vater auf das Halleluja der himmlischen Sphärenmusik vertröstet.

Gegenüber der vorherrschend geistig humanen Richtung stellt sich die materialistisch-communistische. Sie will nichts von sittlicher oder auch ökonomischer Hebung des Einzelnen, ihr Augenmerk ist die Gesammtheit, nur von vollständiger Umwälzung der ganzen menschlichen Gesellschaft erwartet sie gründliche Heilung des Uebels. An kein Gegebenes anschließend, sich aus der abstracten Idee sich aufbauend, steift sich diese Richtung auf eine unbeugsame Consequenz.

Da die idealistische Lösung der Weltübel bis jetzt getrogen hat, wird das schnurstracks Entgegenstehende zum Princip erhoben. Diese grundsätzliche Ausbildung bis zum Extrem verdankt die materialistisch-communistische Richtung aber dem gegentheiligen Extrem. Als Gegensatz zur hündischen Unterwürfigkeit, die sich im Namen der Religion geltend macht, zum Zertreten der Menschenwürde, das sich damit brüstet, das Leben über-

wunden zu haben, indem es solches vernichtet, das ganze Diesseits als bloße Candidatur oder Verwesung betrachtet — als Gegensatz zu all diesem mußte sich das materialistisch-communistische Extrem ausbilden. Ihm zufolge soll der Mensch hier allein auf das Aeußere, auf den Genuß hingelenkt werden, er bedarf keiner Klärung, keiner Selbstüberwindung und Erhebung mehr. Man beredet die Menge, alle Verruchtheit der Zustände komme nur daraus, daß die äußeren Verhältnisse des Besitzes u. s. w. nicht gehörig geordnet seien. Wir sehen hier dasselbe Moment, nur erweiterter, was wir oben beim einseitigen Erstreben bloßer politischen Formen bemerkt haben; man ignorirt die Verderbtheit der Gemüther, man schmeichelt den Leidenschaften und nimmt sie gar zu Bundesgenossen. Dies Extrem ist eben so verwerflich als jenes andere.

Hier kommt ein Punkt in Betracht, den ich bereits früher berührte und der für die Volksschrift von besonderer Bedeutung ist. Man wird von diesem Standpunkt aus leicht geneigt, alles Verbrechen und alle Sünde, alle Verschuldung, die in der selbst erzeugten oder festgehaltenen Niedrigkeit ihre Wurzel hat, als Folge der Zustände darzulegen, alles Uebel den socialen Mißständen in die Schuhe zu schieben, mit Einem Wort: das Laster als Unglück darzustellen und mit einer ruchlosen Sentimentalität aufzuputzen.

Es ist bekannt, wie gern Hoch und Nieder geneigt ist, eigene Verderbtheit durch die Verkettung der Umstände zu beschönigen. Dabei ist auch unbestreitbar, wie oft eine Missethat und sogar ein fortgesetztes Laster-

leben ihren Ursprung in einer drängenden Verwicklung der Umstände, in dem Jugendleben u. s. w. hatten, wie namentlich die groben Laster und Vergehen, die sich im sogenannten niedern Volke finden, mit den Verhältnissen und Zuständen desselben eng verbunden sind. In dem Strafverfahren besonders muß daher die Psychologie des Verbrechens und des Lasters immer mehr hervorgehoben werden, jene Umnachtung des Geistes, wo ein urgewaltiger Zug das Individuum wie mit dämonischer Macht in einen engen Kreis festbannt, ihm die Rettung und Erhebung abschneidet. Dieses ist namentlich dem starren Gesetze gegenüber geltend zu machen, dessen nothwendige Unbeugsamkeit eine momentane Besonderheit und selbst eine allgemeine Milderung erfahren muß. Aber es heißt allen sittlichen Boden unterhöhlen, eine unabsehbare Corruption vorbereiten, wenn man diesen Standpunkt zum ausschließlichen macht, und alle Verantwortung von dem Gewissen und dem freien Willen ab auf die Zustände wälzt. Wer kennt nicht die Zustände der Armuth? Alles aber einzig und allein auf die Armuth zu wälzen und dabei eine grimmige Aufreizung gegen die Bourgeoisie (wie man das freie Bürgerthum zu nennen beliebt) anzufachen, das ist sicherlich nicht wohlgethan.

Es kann nicht genug gegen diese Richtung gekämpft werden, die sich unter allerlei einschmeichelnden und verdeckten Formen geltend zu machen strebt.

Eine Vermittlung zwischen den beiden genannten Richtungen, zwischen der Wirkung auf den Geist und auf die äußeren Zustände zu versuchen, ist unendlich

schwierig, und doch ist sie eben so unumgänglich wie wir sie bei den vorherrschend politischen Strebungen bezeichnet haben.

Ein noch so fein gefugter neuer Gesellschaftsplan ohne heiligendes, sittliches Princip ist nicht haltbar. Der Egoismus muß durch den Geist, durch Erziehung und Bildung überwunden werden, und nicht bloß durch äußern Vortheil und Berechnung, die allerdings mächtig mitwirken können.

Die äußeren Zustände sollen naturgemäßer gestaltet werden, weil das Bewußtsein der in den Menschen auferbauten Würde es verlangt, und weil sie nur in derselben zur freien Entfaltung des Menschenthums gelangen können. Steht dieß im Hintergrund, so ist das materielle Streben zugleich auch ein sittliches, in sich gefestigt, auf das Ewige abzielend.

Kann es einen gerechteren Anspruch geben als den auf Arbeit und auf entsprechende Wohlfahrt in ihr und aus ihr? — Dieser naturrechtliche Anspruch wird zu einer Anforderung an die Gesellschaft und weiter hinauf an den Staat, der die naturrechtlichen Beziehungen in sich aufgenommen und fest gestellt hat.

Und doch ist das „Recht auf Arbeit" und auf die daraus folgende Wohlfahrt kein so unbestrittenes.

Der Polizeistaat kann und will es nicht anerkennen, weil er aufhören müßte Polizeistaat zu sein. Er weiß von seinen Bürgern nur etwas, wenn sie Steuern zu bezahlen oder Kriegsdienste zu leisten haben, oder er kommt nur zum Bewußtsein seiner Glieder durch deren Krankheit, wenn ein Bürger als Verbrecher und dergleichen

verfolgt wird, oder wenn prophylaktische Maßregeln zu geben sind. Was kümmert den Polizeistaat die Noth und das Elend des Gesunden, der sich noch durch kein Verbrechen der Fürsorge würdig gemacht hat? Der Polizeistaat hat seine Verordnungen gegen das Betteln, hat seine Gefängnisse, durch deren Verbesserung er sich einen humanen Anstrich zu geben sucht.

Der Polizeistaat will nicht sehen, welch eine gewaltige Umwälzung hereinzubrechen droht; er sucht sich zu helfen, indem er Schweigen auferlegt und wer ein ungenehmes Wort davon verlauten läßt, für den hat man alsbald das nagelneue Ketzerwort Communist in Bereitschaft und er ist gerichtet.

Ein anderer Einwand, der das Recht auf Arbeit und die entsprechende Pflicht des Staates in Frage stellt, stützt sich auf die tieferen Grundlagen des Lebens.

Der Staat kann nur die Gewähr für die Möglichkeit der freiesten Entfaltung feststellen und schirmen, die Verwirklichung aber muß jedem Einzelnen vorbehalten bleiben, Jeder muß selber seines Glückes Schmied sein. Aber man kann nur schmieden, wo Eisen ist, ein bloßes leeres Geschehenlassen erscheint als illusorische Freiheit.

Hier zeigt sich wieder die schwierige Aufgabe, die Freiheit des Einzelnen in der gesammten und durch dieselbe zu erhalten, eine weltliche Vorsehung zu gründen, die der göttlichen nachstrebend, eben so viel Freiheit als Nothwendigkeit in sich schließt.

Das aber läßt sich wohl als Ergebniß des eben Angeführten entnehmen, daß der consequente Communismus bloß eine Umkehr der jetzigen Zustände ist und

der innersten Menschennatur widerspricht, deren Wesen die Freiheit und Selbstständigkeit ist.

Der früher festgehaltene Dualismus von Arbeit und Genuß — wodurch dieser letztere als ein jenseitiges betrachtet und die Arbeit als das schlechte Diesseits entweiht und aller inwohnende Geist ihr entzogen wurde — ist selbst von communistischer Seite überwunden, und weil der Lohn als Vermittelndes zu jenem Dualismus führte, und in der Bestimmung des Lohnes sich die Zerwürfnisse des Arbeitslebens aufthun, soll es gar keinen Einzellohn mehr geben, sondern Alles Gemeingut werden. Weil der Egoismus die Menschheit spaltete, soll alles einzelne Leben sich in das gemeinsame auflösen.

Weil die Individuen sich so sehr vereinzelten, soll jetzt alles Individuelle aufgehoben werden. Weil der Einzelne sich nicht selber helfen konnte, soll jetzt die ganze Gestaltung seines Daseins nicht mehr von ihm, sondern von der Gesellschaft ausgehen; diese soll nicht mehr bloß gewähren lassen, sondern auch Alles vorbereiten, anordnen und schaffen; weil die Maschinen dem Einzelleben Unheil gebracht haben, soll jetzt die Menschheit eine Maschine werden.

Der moderne Staat löste den auf Ständewesen und Zunftgliederungen gegründeten auf und diese sind — trotz vielfacher Restaurationsversuche — noch in der Auflösung begriffen. Freie Concurrenz nach allen Seiten, gleiche Berechtigung Aller und daraus folgende allseitige Freiheit des Individuums, ist Prinzip des neuen Staats- und Gesellschaftslebens.

Im heutigen Staate nun wie er ist, hat nichts eine Gliederung und innere Verbindung außer den Herren Beamten und Offizieren. Sie bilden auch den Einband und die Klammern, um die lose aus einander fallenden Blätter zusammenzuhalten. Das Bürgerthum, als Träger der neuen Geschichte — von einem vierten Stande zu reden erscheint als willkürliche Anomalie — das Bürgerthum zerfällt wesentlich atomistisch in Individuen. Ruht auch der Begüterte auf der breiten Grundlage seines Besitzes, so ist er doch nicht minder isolirt als der von seiner Hände Arbeit Lebende oder dabei Darbende, wenn er dies auch nicht so unmittelbar schwer empfindet.

Das neue Leben ringt daher nach neuen Formen, in denen es gilt, die Eroberungen der Neuzeit, die freie Concurrenz, das freie Individuum zu wahren und dabei eine Gemeinsamkeit herzustellen, in der jene geregelt und dieses in organische Verbindung mit anderen gebracht wird.

Der letzte Zweck des staatlichen Gemeinlebens ist das freie Individuum, dieses soll und muß erhalten werden bei der organischen Verbindung der Einzelnen.

Das freie Vereinsleben erscheint daher als nothwendig, das allerdings zunächst Denen zu statten kommt und kommen soll, die ihre Arbeitskraft zu vereinen haben, das aber auch in seinen weiteren Folgerungen die gesammte Gesellschaft zu einem neuen lebendigen in allen seinen Theilen sich hebenden und tragenden Organismus verbinden wird.

Es hieße aber, die Aufgabe über's Knie brechen,

wenn man einerseits — in die alte Bureaukratie zurückfallend — die freie Concurrenz an die Allmacht des Staates ausliefern, sich vor der Freiheit unter den Schutz der Polizei begeben wollte, oder wenn man andererseits communistisch den Stiel umkehrte und das freie Individuum in eine Kasernenwirthschaft einzusperren trachtete.

Die neue Zeit hat hier schwere Fragen und Aufgaben vorgelegt, würdig, daß sich die Besten an deren Lösung versuchen.

Die Volksschrift darf — meiner Ansicht nach — sich nicht verleiten lassen, sich hier auf das weite Meer der Hypothesen hinauszuwagen; das muß der Wissenschaft überlassen bleiben. Man nimmt zu Entdeckungsreisen nicht die ganze Nation an Bord.

Die Volksschrift muß sich möglichst an sichere Errungenschaften halten.

Kein noch so abenteuerlicher Organisationsplan soll durch eine Gedankenpolizei zurückgehalten werden, denn nicht immer rettet sich der Erlöser aus dem verhängten allgemeinen Kindermorde. Nur soll nicht das lallende Kind schon Führer und Heiland sein wollen, es muß erst zum Manne reifen und erstarken.

Es giebt heut zu Tage Viele, die nicht schnell genug zu dem Ruhm gelangen können, Erfinder einer neuen Weltordnung zu sein, und was sie gestern gefunden, soll heute schon der ganzen Menschheit einziges Heil werden. In einer guten Wirthschaft verbraucht man aber nicht alsbald die neue Ernte, man füttert nicht neuen Hafer, der nur den Bauch auftrommelt und nicht sättigt —

man hält für Nahrung und Aussaat einen guten Vorrath.

Die Vorrathskammern des Geistes sind so voll gespeichert, es erstickt so viel gesunde Frucht, daß wir wohl zu thun haben, das Alte zu verbrauchen.

Neben vielem Andern hat daher die Volksschrift den Beruf und die Aufgabe, der freien Vereinigung der Menschen zu gegenseitiger Aushülfe und gemeinsamer Förderung ihrer Interessen vorzuarbeiten, die Gemüther zur Benutzung des Vorhandenen anzuregen und Wege zu Neuem zu bezeichnen und anzubahnen. Schon haben einzelne wenn auch unscheinbare Veranstaltungen genannter Art im Volke Platz gegriffen, es gilt nun, der Zerfahrenheit und Rathlosigkeit immer mächtiger entgegenzuarbeiten, vielleicht daß dann auch der Polizeistaat eine Rettung anerkennen und gewähren lassen wird, die nicht aus ihm gekommen ist.

Ein frommer Wunsch.

Ich will mit einem freudigen Aufblick schließen.

Hebel wollte in seinem letzten Willen die Bestimmung festsetzen, daß aus einer Stiftung von seiner Hinterlassenschaft: den Greisen zu Hausen (seinem Geburtsorte) jeden Sonntag ein Schoppen Wein verabreicht, den armen Schulkindern aber die nöthigen Bücher angeschafft werden sollten.

Diese letztwillige Verfügung blieb leider unausgeführt, ihre beiden Bestimmungen zeigen aber Hebel's vorherrschende Bestrebung. Nicht ausschließlich der Noth, sondern weit mehr der Lebensfreude zugewendet; die

Alten sollten Wein zu trinken bekommen und fröhlich und guter Dinge sein.

Ich habe in diesen Blättern bereits mehrfach Stellen aus der Bibel angeführt, weil diese in frischer Anschaulichkeit oft ausgebreitete Ergebnisse des Denkens und Fühlens zusammenfaßt. Auch hier paßt wieder eine Bibelstelle. In den Sprüchen Salomo's Cap. 31, V. 4—10 heißt es: „O nicht den Königen, gieb den Königen nicht Wein zu trinken, noch den Fürsten starkes Getränk. Sie möchten trinken und der Rechte vergessen, und verändern die Sache irgend der elenden Leute. Gebt starkes Getränk denen, die umkommen sollen, und den Wein den betrübten Seelen. Daß sie trinken und ihres Elendes vergessen, und ihres Unglücks nicht mehr gedenken. Thue deinen Mund auf für die Stummen und für die Sache Aller, die verlassen sind. Thue deinen Mund auf und richte Recht, und räche den Elenden und Armen."

Nicht blos um sie ihres Elendes vergessen zu machen, soll den Armen und Verlassenen der Freudentrunk bereitet und gereicht werden, sondern auch damit sie inne werden der Herrlichkeit und der Segnungen des Daseins.

Der Noth und dem Mangel soll mit aller Macht gesteuert und es sollen neue Lebenseinrichtungen zu deren Verhinderung geschaffen werden. Um Mensch zu sein, um die Schönheit des Menschendaseins zu empfinden, genügt aber die knappe Befriedigung des bloßen Bedürfnisses nicht; das heischt einen gewissen Ueberfluß, eine Festtagsfreude, ein Huhn im Topf, wie jener wohlmeinende König sich ausdrückte, ein flatterndes Band am schützenden Kleid.

Wir müssen unablässig darauf dichten und denken, dem Volke, das mit des Lebens Last ringt, die Möglichkeit zu bereiten, aus dem reichen Quell des Lebens nicht nur seinen Durst zu stillen, sondern auch Freude zu trinken.

Der ewige Quell des Geistes ist noch unser, so sehr auch die modernen Unholde ihn umstehen; mit Muth und Liebe können wir vordringen und manchen Labe- und Feuertrunk daraus schöpfen.

Vorerst ist es unsere Pflicht, dem Volke durch die Schrift, durch Poesie und Lehre Erhebung und Freude zukommen zu lassen. „Nicht den Königen, — nicht denen, die auf die Höhe des Lebens gestellt sind — gebt Wein den betrübten Seelen."

Wohl aber mögen wir hoffen, daß der Geist und die Hoheit des Daseins nicht mehr blos aus dunkeln Lettern auferstehe, sondern daß Schönheit und Freude einst wieder inmitten des Lebens wohne, daß Blumen die Fenster der niedersten Hütte umranken, aus denen in Freiheit und Wohlfahrt begnügte Menschen schauen.

Nachwort.

Gerade zu diesem Buche — mit dem vorerst meine gesammelten Schriften abschließen — hatte ich seit Jahren allerlei Ergänzungen niedergeschrieben, die meine Ansichten näher begründen und weiter ausführen sollten. Allein so sehr ich mich auch darauf freute, mancherlei einseitigen Urtheilen gegenüber bestimmtere Gesichtspunkte in principieller Erörterung aufzustellen, überzeugte ich mich doch bald bei einem Gesammtüberblick des Buches, daß es ein durchaus anderes werden müßte, wenn ich die Ergebnisse der zwölf Jahre seit dessen erstem Erscheinen hinein verarbeiten wollte. Das Mißverhältniß, allgemeine Regeln und Grundsätze an eine bestimmte literarische Persönlichkeit anzuschließen, wäre dadurch noch schärfer hervorgetreten, ich hätte denn das Zurückführen auf Hebel ganz und gar aufgeben müssen.

Ich habe dieses Buch bald nach Beginn meiner literarischen Thätigkeit aus dem Volke und für das Volk geschrieben. Ich habe hier berührte Productionsweisen seitdem selbst auszuführen gesucht, so daß eine

neue theoretische Begründung leicht mißdeutet werden könnte. Andererseits wäre ich bei einer solchen Erneuerung gezwungen gewesen, über Zeitgenossen zu sprechen. Allein, beistimmend oder tadelnd, wäre ich damit in eine polemische Richtung gerathen. Und diese zu vermeiden ist mein Bestreben. Ich möchte ruhig meinen Weg gehen und von Gegnern mich weder beirren lassen, noch sie zu bekehren versuchen.

Es erschien mir sonach am angemessensten, die Gestalt dieses Buches unverändert zu lassen. Ich habe mit demselben nicht nur meiner Berufspflicht, sondern auch wesentlich meiner Bürgerpflicht zu genügen gesucht: in Fragen meiner Zeit und meines Vaterlandes mein Votum abzugeben.

Die Stimmung um die Mitte der vierziger Jahre, wo wir Alle, denen die reine Schönheit des Lebens und der Kunst, die menschliche und vaterländische Freiheit am Herzen liegt, mit heißer Erwartung der Zukunft entgegensahen, geht auch durch dieses Buch.

Wir haben seitdem viel verloren, aber auch Manches erreicht. Mag man es immerhin Optimismus schelten, ich halte fest an der Ueberzeugung, daß die Menschheit und das Vaterland der Freiheit, und die reine Kunst ihrer gesunden Weiterbildung entgegen geht.

So gering auch die Stellung jedes Einzelnen sei, er kann zu dieser hohen Aufgabe mitwirken.

So habe ich denn hiemit meine bisherige literarische Thätigkeit zusammen gestellt. Wer sie unbefangen überschaut, wird finden, daß mich überall dieselben

künstlerischen und ethischen Principien geleitet. Auf welchem Gebiete ich mich nun auch ferner versuchen sollte, ich hoffe ihnen treu zu bleiben.

Dresden, 24. November 1858.

Berthold Auerbach.